

ALBERT SCHWEITZER RUNDBRIEF 2025

JAHRBUCH FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER



Genie der Einheit
in der Vielfalt – zu
Albert Schweitzers
150. Geburtstagsjubiläum



Deutscher Hilfsverein
ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE

A blue-tinted close-up portrait of Albert Schweitzer, showing his eyes and a white beard. He is resting his chin on his hand, holding a pen. On the left side of the image, there is a vertical bar with four colored segments: cyan, lime green, orange, and magenta.

GENIE DER EINHEIT IN DER VIELFALT - ZU ALBERT SCHWEITZERS 150. GEBURTSTAGSJUBILÄUM

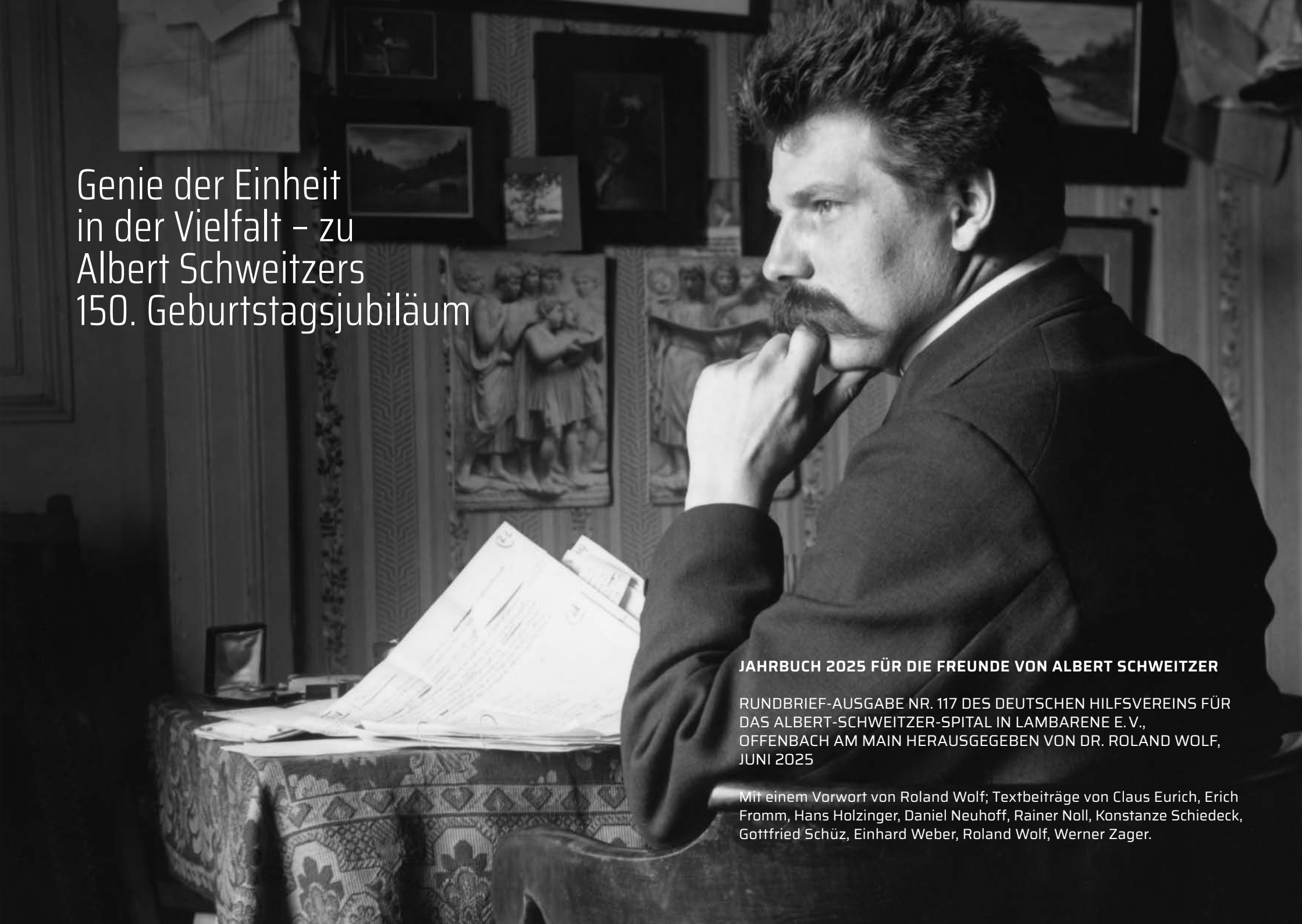
RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 117

JAHRBUCH 2025 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

„Das Band der Einheit ist für mich der Geist“.

*„Wir müssen an die Macht des Geistes glauben.
Wenn der Geist der Humanität schlicht und wahr
unsere Worte und Handlungen bestimmt,
wirkt er auf die Menschen.“*

Albert Schweitzer



Genie der Einheit
in der Vielfalt – zu
Albert Schweitzers
150. Geburtstagsjubiläum

JAHRBUCH 2025 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 117 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS FÜR
DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E. V.,
OFFENBACH AM MAIN HERAUSGEGEBEN VON DR. ROLAND WOLF,
JUNI 2025

Mit einem Vorwort von Roland Wolf; Textbeiträge von Claus Eurich, Erich
Fromm, Hans Holzinger, Daniel Neuhoff, Rainer Noll, Konstanze Schiedeck,
Gottfried Schüz, Einhard Weber, Roland Wolf, Werner Zager.

Inhalt

ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 117

JAHRBUCH 2025 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Roland Wolf	Einleitendes Vorwort	6
-------------	----------------------	---

GENIE DER EINHEIT IN DER VIELFALT - ZU ALBERT SCHWEITZERS 150. GEBURTSTAGSJUBILÄUM

Claus Eurich	Das Menschheitsgewissen – 150 Jahre Albert Schweitzer	11
Erich Fromm	Die Zwiespältigkeit des Fortschritts. Zum 100. Geburtstag von Albert Schweitzer [1975]. Mit einer Vorbemerkung von Einhard Weber	15
Werner Zager	Albert Schweitzer als liberaler Theologe – zur Aktualität seiner Theologie	23
Rainer Noll	Dem Musiker Albert Schweitzer zum 150. Geburtstag und 60. Todestag	45
Konstanze Schiedeck	Maria Jacoba Lagendijk (1907-1990) – 51 Jahre Mitarbeiterin im Spital	57
Gottfried Schüz	Albert Schweitzer als Vorbild und Menschheitserzieher?	81

AUS UND ÜBER LAMBARENE

Daniel Neuhoff	Landwirtschaft und Ernährung im historischen Albert Schweitzer-Spital in Lambarene	102
Roland Wolf	Die Historische Zone des Schweitzer-Spitals in den Jahren 2023 und 2024	115
Roland Wolf	Vor 70 Jahren wurde das Lepradorf fertiggestellt	117

BEGEGNUNGEN / AKTUELLES

Roland Wolf	Jean Claude, der letzte Leprakranke	124
Werner Zager	„Miteinander in Gedankenverbindung“: Albert Einstein und Albert Schweitzer	130
Konstanze Schiedeck	Albert-Schweitzer-Kinderdörfer und Familienwerke	139

BUCHBESPRECHUNGEN

Roland Wolf	Neue Bücher zum Jubiläumsjahr	149
Hans Holzinger	Robert Jungks Biographie über Albert Schweitzer und die Warnungen beider vor einem blinden Fortschrittsglauben	155

ANHANG	Autorenverzeichnis	171
	Zu den Rundbriefen	175
	Impressum	176

Einleitendes Vorwort

Albert Schweitzer wurde am 14. Januar 1875 geboren. Im gleichen Jahr erblickten der Komponist Maurice Ravel, die Schriftsteller Thomas Mann und Rainer Maria Rilke, die Autopioniere Walter Chrysler und Ferdinand Porsche das Licht der Welt, ein Jahr zuvor Carl Bosch und Winston Churchill, im Jahr danach Konrad Adenauer und Pablo Casals. Die meisten Namen sind durch die Tätigkeiten und Schöpfungen ihrer Träger auch heute noch bekannt, bekannter sicherlich als Albert Schweitzer. Dabei hatte der noch vor 70 Jahren alle genannten Personen an Bekanntheit und vor allem Beliebtheit weit übertroffen.

Was bleibt heute, 150 Jahre nach seiner Geburt, von Albert Schweitzer? Warum ist es angemessen, ja notwendig, an ihn zu erinnern in einer Zeit, die weniger neue Denkmäler errichtet als an alten zu kratzen, auch zuweilen am Weltbürger aus dem Elsass?

Es ist nicht vermessen zu sagen, dass Albert Schweitzers Lebensleistung einzigartig ist, dass nur wenige Menschen ihre Talente auf so vielen und so unterschiedlichen Gebieten zur Entwicklung gebracht haben. Auch wenn er einer breiten Öffentlichkeit vor allem als „Urwalddoktor“, als Gründer und jahrzehntelanger Betreiber eines medizinischen und humanitären Werks im afrikanischen Lambarene bekannt war, hatte er doch schon zuvor als Philosoph, Theologe und Musikologe wichtige wissenschaftliche Spuren gelegt und als Orgelinterpret und Prediger sein Wissen und Können vielen Menschen nahegebracht. Und dann erwuchs aus der Beschäftigung mit der von ihm als Niedergang empfundenen geistigen Situation im beginnenden 20. Jahrhundert und einer plötzlichen Erfahrung während einer Bootsfahrt auf dem Ogowe die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben als Grundlage einer neuen, alles Leben umfassenden Ethik.

Der vorliegende Rundbrief hat sich zur Aufgabe gestellt, die Vielfalt von Schweitzers Werk und Wirken darzustellen. Ausgewiesene Kenner beleuchten den Philosophen, Theologen, Orgelinterpreten und Atomwaffenbekämpfer Schweitzer in seiner Bedeutung für die heutige Zeit und seiner Vorbildfunktion.


Und natürlich kommt auch Schweitzers Werk in Lambarene zu seinem Recht. Die Beiträge beschäftigen sich unter anderem mit einer langjährigen Mitarbeiterin, mit der Ernährungssituation in Lambarene und dem Bau des Lepradorfes, in dem heute noch ein einziger Leprakranker lebt.

Bücher über Albert Schweitzer, darunter aktuelle Neuerscheinungen, und ein Blick auf die in seinem Namen gegründeten Kinderdörfer und Familienwerke runden die Vielfalt der Würdigungen ab. Und die Einheit? Sie ist in der Person Schweitzers begründet, der immer wieder für die Einheit seines Denken und Handelns gerühmt wird.

Mit herzlichen Grüßen,

Ihr

Roland Wolf

A black and white photograph of Albert Schweitzer, an elderly man with a mustache, wearing a white short-sleeved shirt, a dark bow tie, and a white apron. He is standing and looking down at a young child lying in a bed. The child is looking up at Schweitzer. The setting appears to be a tent or a simple structure, with a lantern hanging on a post in the background. The lighting is dramatic, with strong highlights and deep shadows.

Genie der Einheit
in der Vielfalt – zu
Albert Schweitzers
150. Geburtstagsjubiläum

Albert Schweitzer als „Urwalddoktor“



Albert Schweitzer auf dem Kanzrainfelsen in Günsbach

Claus Eulich

Das Menschheitsgewissen – 150 Jahre Albert Schweitzer

Am 14. Januar 1875 wurde Albert Schweitzer in Kaysersberg im Oberelsass geboren. Es begann ein Leben, das mit „außergewöhnlich“ nur unangemessen zu charakterisieren ist:

Begründer einer alles umfassenden Seinsethik, in deren Zentrum die „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ steht; herausragender Bach-Kenner und Bach-Interpret; Mediziner und weltberühmter „*Urwaldarzt*“ in Lambarene; Kämpfer gegen Atomwaffen und Friedensnobelpreisträger; Pfarrer, Theologe und Leben-Jesu-Forscher; ein guter, dem Leben dienender Mensch.

Von seine Zeit weit überschreitender Bedeutung sind daneben die kulturkritischen und kulturphilosophischen Schriften, Reden und Predigten. Tief ragen sie, teilweise mehr als hundert Jahre alt, in die Gegenwart hinein. Ja, sie beleuchten die geistige Verwahrlosung und ethische Entwurzelung der Jetzt-Zeit schonungslos. Wir leben grenzüberschreitend inmitten eines „*Erdrutsches*“, mit dem Schweitzer den Niedergang umschrieb.

„Nun ist für alle offenbar, dass die Selbstvernichtung der Kultur im Gange ist. Auch was von ihr noch steht, ist nicht mehr sicher ... Es ist ebenfalls auf Geröll gebaut. Der Nächste Bergrutsch kann es mitnehmen.“

Gewiss, das ist in einer anderen Zeit geschrieben, Jahrzehnte zurückliegend; und Schweitzer dürfte zutiefst erschrecken, was sich seit seinem Tode 1965 bis heute abgespielt hat und für die Zukunft andeutet. Doch seine Ursachenanalyse fiele unverändert aus, vermutlich sogar in noch deutlicheren Tönen.

Es sind vor allem der Mangel an Geistigkeit bei gleichzeitigem Gefangensein in materiellen und vergänglichen Dingen. Ablenkung und Zerstreuung beherrschen den Zeitgeist.

„Die Unterhaltung, die den geringsten geistigen Aufwand erfordert, ist am angenehmsten. Nur nach dieser ist Nachfrage; nur was dieser dient, kann sich auf dem öffentlichen Markte halten.“

So gilt es eine Abkehr vom Nachdenken über Kultur zu registrieren. Ideale einer idealistischen Weltanschauung sind kraftlos

geworden. Die normative Gewalt des Faktischen diktiert die Handlungsoptionen. In Institutionen und Organisationen wirkt kein kultureller, sondern ein auf das Materielle und auf Eigennutz gerichteter Geist. Deshalb kann aus ihnen kein kultureller Beitrag erwachsen, geben sie sich im Äußeren auch noch so erneuert.

„Trunken von den Fortschritten des Wissens und Könnens, die über unsere Zeit hereinbrachen, vergaßen wir, uns um den Fortschritt in der Geistigkeit des Menschen zu sorgen.“

Und so entstand eine auf Begeisterung für das Sinnlose beruhende, technikfixierte, unreflektierte Satttheit, die durchaus fröhlich daherkommt. Im Leben mag sie kein Risiko mehr sehen, sondern sie streckt sich nach Sicherheit und Bequemlichkeit. Sie beruht auf einem Freiheits- und Toleranzverständnis, das mit all jenen Verbindlichkeiten bricht, die dem Leben dienen. Zugleich wird überall da Bedrohung gewittert, wo das Wohl des Ganzen, das Wohl des Lebensraumes Erde beachtet werden möchte.

Aus dem Niedergang der Kultur gibt es, so Schweitzer, kein Heraus, bevor wir nicht auf tiefgehende Weise „irre“ daran geworden sind, dass uns die kulturelle Erschöpfung existentiell verletzt. Erst dann kann Neues werden.

Im Verständnis Albert Schweitzers existiert nur dort Kultur, wo eine sittliche und das Leben bejahende Weltanschauung lebt. Das Wesen der Kultur erfüllt sich in der geistigen und ethischen Vollendung des einzelnen Menschen und der Gesellschaft. Das natürliche Verhältnis des Menschen zur Welt will zu einem geistigen erhoben werden, mit einer daraus folgenden Gesinnung und Sittlichkeit. Dann vermögen wir uns zu ermächtigen, das angerichtete Chaos wieder in Ordnung zu bringen.

Schweitzer war radikal im schönsten Sinne, indem er an die Wurzel ging und die Dinge vom Lebensquell her sah und bedachte. Und so steht das Leben selbst im Zentrum seiner Antwort, festgemacht an dem die Epochen überstrahlenden Begriff der „Ehrfurcht vor dem Leben“. In jedem Menschen kann sie erwachen, wenn er einmal verstanden und empfunden hat, dass er Leben ist, „das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“

Die Ehrfurcht vor dem Leben also gilt für jegliches Leben genauso wie für das eigene.

„Er erlebt das andere Leben in dem seinen. Als gut gilt ihm: Leben erhalten, Leben fördern... als böse: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten. Dies ist das denknotwendige, absolute Grundprinzip des Sittlichen.“

Der große Geist aus Lambarene ermahnt und ermutigt, endlich denkende Wesen und damit Mensch zu werden. Denknotwendig muss Wehe und Wohl des planetaren Seins erkannt werden. Dann kann es in der Folge zu einer Verschmelzung von denkendem Erkennen und erwachender Liebe kommen. Es ist jene Liebe, die uns wie ein Lichtstrahl aus der Unendlichkeit berührt und uns in eine dem Leben dienende Zuwendung leitet. Als bloß sentimentale Regung verbleibt sie normalerweise bei sich selbst, unfähig zur grenzenlosen Erweiterung, nach der die Erdzeitstunde so dringlich ruft. In einer Rede im Oktober 1952 in Paris formulierte Schweitzer:

„Die Welt ist das Entsetzliche in der Herrlichkeit, das Absurde im Verständlichen, das Leiden in der Freude.“

Dieser nüchterne Realismus weist uns auf die Zerrissenheit menschlicher Seinsweise, die Beheimatung in einer fast unaushaltbaren Spannung hin. Darin gibt es kein Überleben, das den Namen verdient, ohne den Orientierung schenkenden Nordstern des Ethos und den daraus gefertigten Kompass lebensdienlicher Sittlichkeit. Es ist auch nach dem großen Geist von Lambarene wahrlich keine Selbstverständlichkeit und mit keiner Sicherheit verbunden, diesen Kampf fortwährend aufzunehmen und erfolgreich zu bestreiten. Doch was auch geschehe, etwas bleibt:

„Das gute Beispiel ist nicht eine Möglichkeit, andere Menschen zu beeinflussen, es ist die einzige.“

Herangezogene Literatur:

Albert Schweitzer: Aus meinen Leben und Denken. Frankfurt 2015.

Albert Schweitzer: Kulturphilosophie I und II. München 2007.

Albert Schweitzer: Wir Epigonen. München 2005.

Einhard Weber (Hrsg.): Das Buch der Albert-Schweitzer-Zitate. München 2013.

Claus Eurich: Radikale Liebe. Die Lebensethik Albert Schweitzers – Hoffnung für Mensch und Erde. Petersberg 2019.



*Albert Schweitzer während der Dankesrede
für den Friedensnobelpreis in Oslo, 1954.*

Erich Fromm

Die Zwiespältigkeit des Fortschritts. Zum 100. Geburtstag [1975] von Albert Schweitzer¹

Vorbemerkung

In diesem Jahr feiern wir den 150. Geburtstag von Albert Schweitzer, aber auch den 125. von Erich Fromm.

Ein Grund, Fromms tiefgründigen, kleinen Aufsatz von 1975 zu Schweitzers 100. Geburtstag hier erneut zu veröffentlichen. Gleich im ersten Satz spricht er von zunehmenden Verleumdungen, denen Dr. Schweitzer bereits 10 Jahre nach seinem Tod ausgesetzt war. Und es hörte damit nie ganz auf.

Gerade als ich dies schreibe, wird mir der TAZ-Artikel vom 29.03.25 von Caroline Fetscher zugeschickt, die anprangert, dass Schweitzer, obwohl er eine jüdische Frau hatte, sich nie gegen den Holocaust gewandt hat usw. Vielleicht hat er am Äquator davon zu wenig gewusst (wie z. B. der Oberleutnant Helmut Schmidt in Deutschland). Und warum hatte er so viele jüdische Mitarbeiter, die sich nicht darüber beklagten, sondern ihn verehrten, oft sogar liebten? Erstaunlich ist doch auch, dass der Jude Erich Fromm 1975, als der Holocaust bereits in aller Munde war, Albert Schweitzers Schweigen nicht einmal erwähnte, sondern ihn bedingungslos verteidigte.

Albert Schweitzer und Erich Fromm waren auf der Suche nach Wegen zu einer neuen Humanität. Auf mich hat Fromms „*Zwiespältigkeit des Fortschritts*“ deshalb einen so großen Eindruck gemacht, weil er Schweitzers Anliegen – wie kaum ein anderer – auf wenigen Seiten auf den Punkt gebracht hat. Erst später fiel mir auf, dass die „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ und Fromms „*Biophilie*“ (Liebe zum Leben) nur von Geistesverwandten formuliert werden konnte. Die umfangreichen Schriften von beiden gehören zu den wirkungsvollsten des 20. Jahrhunderts.

Es lohnt sich, Erich Fromms Geschenk zu Schweitzers 100. Geburtstag nicht nur genau, sondern wiederholt zu lesen, um einen Einstieg in Schweitzers „*geistiges Werk*“ und seine Bedeutung für unsere Zeit zu finden.

Creußen, den 30. März 2025, Einhard Weber

In vielen Kreisen gerät Albert Schweitzer gegenwärtig nicht nur mehr und mehr in Vergessenheit, er wird auch zunehmend verleumdet und seine Gedanken werden entstellt. So wirft man ihm vor, er sei ein „Reaktionär“, ein „Kolonialist“ gewesen, er habe die Afrikaner verachtet. Was könnte absurder sein – absurd selbst dann, wenn man seine patriarchalische Haltung in Betracht zieht, in der er ein Sohn seiner Zeit war? Aber so absurd dieser Vorwurf auch sein mag, wir sollten versuchen zu verstehen, was dahintersteckt. Einer der Gründe dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß Schweitzers Lehre von der Ehrfurcht vor dem Leben eine zu große Herausforderung darstellt und den Widerstand und Zorn einer Gesellschaft heraufbeschwört, in der immer weniger Ehrfurcht, ja immer weniger Achtung vor dem Leben zu finden ist, in der statt dessen der Geist der Destruktivität herrscht, und die sich zu allem Leblosen und Mechanischen hingezogen fühlt.

Es gibt jedoch noch einen weiteren Grund für diese Entstellung von Schweitzers Ideen: seine Skepsis gegenüber dem sogenannten „Fortschritt“, der das Glück der größtmöglichen Zahl durch größtmögliche Produktion und durch größtmöglichen Konsum erreichen möchte – eine Auffassung von Fortschritt, welche die letzten hundertfünfzig Jahre mehr oder weniger geprägt hat. Wollen wir nicht nur die Proteste gegen Schweitzer, sondern auch die Bedeutung seiner Botschaft an unsere Zeit verstehen, dann müssen wir seine Einstellung zum Fortschritt zu begreifen versuchen.

Es haben sich zwei politische Philosophien gegeneinander erhoben, an denen sich die Geister scheiden: Auf der einen Seite stehen die Liberalen, die Progressiven, die „Linken“, die an den „Fortschritt“ im Sinne der liberalen Bourgeoisie glauben; die andere Front bilden die Konservativen und Reaktionäre, die gegen diesen „Fortschritt“ ankämpfen – die dem Fortschritt vorwerfen, er zerstöre die menschliche Substanz dadurch, daß er den Nachdruck auf die materielle Befriedigung lege und einen ethischen Relativismus vertrete.

Es gibt aber noch eine dritte Einstellung, nämlich die der „radikalen Humanisten“. Sie sehen den Prozeß der Entmenschlichung, der durch den modernen Industriekapitalismus und durch die kapitalistischen Staatssysteme in Gang gekommen ist.

Aber statt den Blick rückwärts zu richten, verlangen sie eine vorwärts gerichtete radikale kulturelle und soziale Veränderung. Sie sind nicht leicht zu verstehen, denn sie fallen nicht unter die beiden Hauptkategorien, und sie gehören keiner der beiden Fronten an, die einander bekämpfen; ihr Verständnis fällt vielleicht auch deshalb nicht leicht, weil es ein kompliziertes, dialektisches Denken voraussetzt.

Wer waren nun aber diese paradoxen „antiprogressiven Progressiven“? Ich will nur einige ihrer hervorragenden Vertreter nennen, so unterschiedlicher Natur sie auch gewesen sein mögen: Karl Marx – wenn auch seine Kritik am Geist der Bourgeoisie und am liberalen Fortschritt in der weiteren Entwicklung des Sozialismus und Kommunismus größtenteils in Vergessenheit geraten ist. (Auch Schweitzer hätte mit Karl Marx sagen können, die gegenwärtige Gesellschaft produziere viele nützliche Dinge und viele nutzlose Menschen.) Ferner Thoreau, Emerson, Gandhi. Aber meiner Ansicht nach hat sich keiner so klar ausgedrückt wie Albert Schweitzer.

Welches waren nun Schweitzers Ansichten über die Zwiespältigkeit des Fortschritts? Er hat sie in seinen Schriften bis zum Jahre 1923 und auch noch später sehr deutlich ausgesprochen. Er stellt den Fortschritt des Wissens und Könnens, den materiellen bzw. „grotesken“ Fortschritt dem geistigen Fortschritt gegenüber. Der „groteske Fortschritt“ schafft den modernen Menschen. Dies ist „*ein Unfreier, ein Ungesammelter, ein Unvollständiger, ein sich in Humanitätslosigkeit Verlierender, ein seine geistige Selbständigkeit und sein moralisches Urteil an die organisierte Gesellschaft Preisgebender, ein in jeder Hinsicht Hemmungen der Kulturgesinnung Erfahrender*“.²

Nach Albert Schweitzer leben wir heute in einem neuen Mittelalter der Unfreiheit. Es sei für uns heute schwerer, davon loszukommen, als es für die Menschen jenes Mittelalters war, das vor ein paar Jahrhunderten zu Ende ging. Es sei deshalb schwerer, weil der Mensch sich damals von äußeren Autoritäten zu befreien hatte, von äußeren Kräften, gegen die er ankämpfen konnte, während er sich jetzt – wie Schweitzer sagt – von seiner selbstgeschaffenen geistigen und intellektuellen Abhängigkeit befreien muß.

Sicherlich versucht Schweitzer nicht, das Problem dadurch zu lösen, daß er in die Vergangenheit zurückgeht und das industrielle System niederzureißen sucht. Er verlangt vielmehr eine neue Renaissance, eine humane Renaissance:

„Alle Fortschritte des Wissens und Könnens wirken sich zuletzt verhängnisvoll aus, wenn wir nicht durch entsprechenden Fortschritt unserer Geistigkeit Gewalt über sie behalten“³.

Es bedarf einer Gesellschaft, welche auf die Vorrangstellung der Humanität, auf Hingabe, Solidarität, Gerechtigkeit und Ehrfurcht vor dem Leben aufzubauen wäre. Er hat jedoch den Verfall des Menschen durch die Umstände, in die er hineingestellt wurde, erkannt und erklärt, nicht für Armut, nicht für die Abschaffung des materiellen Wohlstandes einzutreten, sondern für einen bescheidenen, aber beständigen materiellen Wohlstand für jeden. Gradunterschiede in bezug auf einen etwas größeren oder geringeren Wohlstand seien durchaus sekundär. Worauf es ankommt, ist ein „normaler“ Fortschritt:

„Zum normalen Fortschritt kann sich der groteske erst wandeln, wenn eine Gesinnung zur Macht kommt, die fähig ist, in das Chaos der Menschheit durch Ethik wieder Ordnung zu bringen“⁴. – Mit dem „Chaos“ meint Schweitzer unsere gegenwärtige Gesellschaft.

Wir können heute die Bedeutung von Schweitzers Botschaft klarer erkennen als je zuvor, und sie ist auch wichtiger als je zu vor, weil sich die „Pathologie der Normalität“ ständig und sprunghaft verschlimmert hat, seit er sie erkannte und seine Besorgnis darüber äußerte. Die Menschen sind seither noch hilfloser, noch hoffnungsloser, noch passiver, noch mehr der öffentlichen Meinung ausgeliefert und noch unfähiger zu unabhängigem Denken geworden. Unsere Experten wissen sehr wohl, daß unsere Existenz vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten durch eine totale Katastrophe bedroht ist, sei es durch die Aufrüstung mit Kernwaffen, gegen die Schweitzer in den fünfziger Jahren so leidenschaftlich protestiert hat, sei es durch andere Katastrophen, die durch die unkontrollierte, unvernünftige und habgierige Ausbeutung der Natur heraufbeschworen werden.

Es besteht die Gefahr, daß sich die beiden Fronten, von denen ich sprach, mehr und mehr verhärten; daß die sogenannten Progressiven ihren Traum von mehr Produktion und mehr

materiellen Gütern und mehr „Glück“ weiterträumen und daß sie bei einer neo-faschistischen technokratischen Gesellschaft enden – und daß die, welchen es um die Erhaltung gewisser traditioneller Werte geht, die sich vom Glanz und Schimmer der Neonlicht-Gesellschaft nicht beeindrucken lassen, von reaktionären und sogar von den veralteten faschistischen Ideologien angezogen werden. Es ist heute dringend notwendig, die Zwiespältigkeit des Fortschritts zu begreifen, wie Schweitzer sie erkannt hat, um eine neue Synthese zwischen dem echten Fortschritt und dem radikalen Humanismus zu schaffen – um zu erkennen, daß wir die Maschine dem Menschen und die materielle Wohlfahrt seinem ganzheitlichen Wohlergehen wieder unterordnen müssen.

Schweitzer schlägt uns eine neue Synthese vor, die all jene aus beiden Lagern vereint, die echte Humanisten sind, die den Menschen über die Dinge stellen, das Sein über das Haben, das Leben über das Tote, das nur Mechanische und die Unabhängigkeit über die fiktive Freiheit des in der Bürokratie verwalteten Menschen. Trotz aller Unterschiede im religiösen und politischen Denken kann Schweitzer diesen Humanisten als Führer dienen, wenn es gilt, sich im gemeinsamen Kampf zusammensetzen gegen den Golem des ökonomischen und technischen Systems, das außer Kontrolle geraten ist und die Menschheit vernichten wird, wenn der Mensch es nicht wieder im Namen des Lebens und im Namen der Vernunft in die Hand nimmt.

Heute geht es darum, neue Formen des sozialen Zusammenlebens zu entwickeln, bei denen versucht wird, eine Synthese zu finden zwischen einem Optimum an industrieller Produktion und einem Maximum menschlicher Aktivität und Unabhängigkeit. Dies ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Sie kann nicht von einem oder zwei Menschen gelöst werden. Sie erfordert vielmehr umfangreiche Forschungen auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten. Es ist eine Aufgabe von vielleicht ebenso großer Schwierigkeit, wie es jene war, als man die technischen Voraussetzungen für eine Mondlandung schaffte. Ich glaube, daß auch diese Aufgabe zu lösen ist, wenn wir nur die gleichen Anstrengungen machen. Doch wir werden diese Anstrengungen nur machen, wenn die Ehrfurcht vor dem Leben zum Organisationsprinzip der Gesellschaft wird.

Heute besteht unser größtes Problem nicht mehr in der technischen Weiterentwicklung. Ich plädiere deshalb jedoch nicht dafür, den Naturwissenschaften Einhalt zu gebieten. Aber die Naturwissenschaft und ihre Anwendung auf die Technik stellt heute nicht mehr das Hauptinteresse der Menschheit dar. Das oberste Interesse ist das Problem, neue, humane Formen der sozialen Organisation zu schaffen; ebenso wie die besten Geister sich in den letzten fünfzig Jahren darauf konzentriert haben, Probleme der Naturwissenschaft und Technik zu lösen, müssen sie sich jetzt neue Formen des sozialen Zusammenlebens ausdenken. Das bedeutet Experimentieren, Forschen, Modelle und Szenarien schaffen und visionäre Kräfte im Menschen wachrufen, indem man ihm zeigt, daß es möglich ist, vielleicht nicht im Luxus, aber doch in einer würdigen Weise und dabei human zu leben. Darum müssen wir uns bemühen, wenn wir die neue Renaissance heraufführen wollen, von der Schweitzer gesagt hat, daß sie die einzige Alternative zur Katastrophe darstellt.

Schweitzer war ein Optimist in dem Sinne, daß er von einem grenzenlosen Glauben an das Leben erfüllt war – jedoch nicht in dem Sinne, wie ihn heute führende Politiker lautstark proklamieren, daß nämlich alles in bester Ordnung sei und immer noch besser werde, wenn man nur ein paar altmodische Hilfsmittel einsetze. Schweitzer war ein Realist, ein Mensch, der – um mit Meister Eckhart zu reden – niemanden täuschte, aber sich auch nicht täuschen ließ. Er hat vorausgesagt, daß es zur letzten Katastrophe führen werde, wenn es nicht gelinge, die Atomwaffen abzuschaffen, und er hätte genauso leidenschaftlich oder sogar noch heftiger protestiert, wenn er erlebt hätte, daß es nicht einmal gelungen ist, auch nur den kleinsten Schritt auf eine universale Abrüstung hin zu tun.

Es ist in Schweitzers Sinn, wenn wir unseren Glauben an das Leben mit der Warnung verbinden, daß das Leben in dieser Zeit stärker bedroht ist als je zuvor in der Geschichte der Menschheit. Deshalb will ich mit Schweitzers mahnenden Worten schließen, die er 1954 in seiner Ansprache anlässlich der Verleihung des Nobelpreises gesprochen hat:

„Wagen wir, die Dingen zu sehen, wie sie sind. Es hat sich ereignet, daß der Mensch ein Übermensch geworden ist ... Er bringt die übermenschliche Vernünftigkeit, die dem Besitz übermenschlicher Macht

entsprechen sollte, nicht auf ... Damit wir nun vollends offenbar, was man sich vorher nicht recht eingestehen wollte, daß der Übermensch mit dem Zunehmen seiner Macht zugleich immer mehr zum armseligen Menschen wird ... Was uns aber eigentlich zu Bewußtsein kommen sollte und schon lange vorher hätte kommen sollen, ist dies, daß wir als Übermenschen Unmenschen geworden sind.“⁵

Anmerkungen

- 1 In: Erich Fromm – Gesamtausgabe Band V, S. 329-332. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des literarischen Nachlassverwalters Dr. Rainer Funk.
- 2 Albert Schweitzer: Kultur und Ethik, München 1960, S 34.
- 3 (A. Schweitzer, 1973b, S. 411f.)
- 4 (Ebd., S. 113.)
- 5 (A Schweitzer, 1966, S. 118-120.)



Nach dem Gottesdienst.

Werner Zager

Albert Schweitzer als liberaler Theologe. Zur Aktualität seiner Theologie

Wenn auch vielen Zeitgenossen Albert Schweitzer nur noch als praktizierender Humanist und Begründer des Tropenhospitals in Lambarene bekannt ist, so darf darüber der theologische und philosophische Denker nicht vergessen werden. Schweitzer war nämlich von seiner akademischen Laufbahn her Theologe und blieb dies auch bis zu seinem Lebensende.

Im Folgenden werde ich versuchen, in vier Abschnitten die Aktualität seiner Theologie herauszuarbeiten: 1. Mut zum eigenen Denken, 2. „Ehrfurcht vor der geschichtlichen Wahrheit“, 3. Denken und Frömmigkeit verbindende Predigt, 4. „Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben“. Darauf folgt noch ein Exkurs: Albert Schweitzer und die Mystik. Schließen möchte ich mit einem Resümee, das Schweitzers Einsichten für uns heute auf den Punkt bringt, so wie mit einem Ausblick.

1. Mut zum eigenen Denken

Da das, was das theologische Profil des Straßburger Neutestamentlers ausmacht, bereits in seiner Kindheit und Jugend angelegt ist, wähle ich einen biographischen Einstieg. Albert Schweitzer wuchs in einem liberalen Pfarrhaus im oberelsässischen Günsbach auf. In der Tradition liberaler Theologie stand bereits sein Großvater mütterlicherseits, den der kleine Albert freilich nicht mehr kennengelernt hat. In seiner Schrift „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“ charakterisierte Schweitzer ihn als einen „Eiferer für Aufklärung“:

„Er hatte noch ganz den Geist des 18. Jahrhunderts an sich. Nach der Kirche teilte er den Leuten, die ihn auf der Straße erwarteten, die politischen Nachrichten mit und machte sie auch mit den neuesten Entdeckungen des Menschengestes bekannt. War etwas am Himmel zu sehen, so stellte er abends vor seinem Hause das Fernrohr auf und ließ jedermann hineinschauen.“¹

Für die religiöse Erziehung im Günsbacher Pfarrhaus war es kennzeichnend, Fragen zuzulassen und zum eigenständigen

Denken zu ermutigen. Dazu passt, dass Louis Schweitzer seinem achtjährigen Sohn auf dessen Bitten hin ein Neues Testament schenkte, in dem dieser eifrig las. Albert Schweitzer erinnerte sich später als Erwachsener:

„Zu den Geschichten, die mich am meisten beschäftigten, gehörte die von den Weisen aus dem Morgenland. Was haben die Eltern Jesu mit dem Gold und den Kostbarkeiten gemacht, die sie von diesen Männern bekamen? fragte ich mich. Wie konnten sie nachher wieder arm sein? Ganz unbegreiflich war mir, daß die Weisen aus dem Morgenland sich später um das Jesuskind gar nicht mehr bekümmerten. Auch daß von den Hirten zu Bethlehem nicht erzählt wird, sie seien nachher Jünger Jesu geworden, gab mir schweren Anstoß.“²

Es fällt auf, wie nahe verwandt solche religiösen Kinderfragen mit historisch-kritischer Exegese sind, die ihr Augenmerk nicht zuletzt auf Spannungen und Brüche in den biblischen Texten richtet.

Und so verwundert es nicht, dass der Konfirmand Albert Schweitzer innerlich protestierte, wenn sein Konfirmator im Unterricht die Meinung vertrat, *„daß vor dem Glauben alles Nachdenken verstummen müsse“*.³ Vielmehr war er schon damals davon überzeugt, *„daß die Wahrheit der Grundgedanken des Christentums sich gerade im Nachdenken zu bewähren habe“*.⁴ Wahrer Glaube ist denkender Glaube. Dementsprechend setzte sich Schweitzer als Vikar an St. Nicolai in Straßburg zum Ziel seines Konfirmandenunterrichts, den ihm anvertrauten Jugendlichen *„die Grundwahrheiten der Religion Jesu als etwas mit dem Denken zu Vereinendes“* nahezubringen.⁵

In der Zeit der Pubertät wurde der Heranwachsende von einem Drang zu diskutieren beherrscht. Schweitzer wörtlich:

„Mit jedem Menschen, der mir in den Weg geriet, wollte ich über die Fragen, die gerade berührt wurden, eingehende und vernunftgemäße Überlegungen anstellen, um dabei die Irrtümer der Gewohnheitsmeinungen aufzudecken und das Richtige zur Geltung zu bringen.“⁶

Mochte er auch Jahre später sein damaliges Verhalten als unausstehlich beurteilen, das Streben nach Wahrheit im Gespräch mit anderen blieb für ihn unaufgebbar. 1924 bekannte er:

„Eigentlich bin ich geblieben, was ich damals wurde. Klar habe ich gefühlt, daß, wenn ich von meinem Enthusiasmus für das im Denken

erkannte Wahre und Zweckmäßige abließe, ich damit mich selber aufgeben würde. So bin ich eigentlich noch so unausstehlich wie damals. Nur suche ich es, so gut ich kann, mit der im Umgang erforderlichen Gesittung zu vereinigen [...]“⁷

Bereits in seinem ersten Studienjahr an der Straßburger Universität machte der junge Theologiestudent eine seine weitere theologische Arbeit bestimmende Entdeckung: Während eines Militärmanövers, das er im Herbst 1894 abzuleisten hatte, bereitete er sich innerhalb der ihm verbleibenden freien Zeit zur Erlangung eines Stipendiums auf eine Prüfung über die synoptischen Evangelien – d.h. über das Matthäus-, Markus- und Lukasevangelium – vor. Nachdem er bereits im Sommer zuvor den Synoptikerkommentar⁸ seines Lehrers und Prüfers, Heinrich Julius Holtzmann (1832–1910), studiert hatte, befasste er sich nun mit den griechischen Texten selbst. Daraus resultierte die durch eigene Reflexion gewonnene Einsicht,

„daß Jesus nicht ein von ihm und den Gläubigen in der natürlichen Welt zu gründendes und zu verwirklichendes Reich verkündet habe, sondern eines, das mit dem baldigen Anbruch der übernatürlichen Weltzeit zu erwarten sei“.⁹

Während der folgenden Studienjahre beschäftigte sich Schweitzer auch weiterhin *„in selbständiger Weise mit der Evangelienfrage und den Problemen des Lebens Jesu“*, wobei er häufig die anderen theologischen Disziplinen vernachlässigte.¹⁰ In seiner Autobiographie bemerkt er dazu:

„Wie dankbar empfand ich es, daß die deutsche Universität den Studenten in seinen Studien nicht so bevormundet und ihn nicht durch ständige Examen so in Atem hält, wie es in andern Staaten der Fall ist, und daß sie ihm die Möglichkeit selbständiger wissenschaftlicher Arbeit bietet!“¹¹

Angesichts der im Zuge des Bologna-Prozesses sich vollziehenden Verschulung des Studiums kommt Schweitzers Plädoyer für selbstständiges Denken und wissenschaftliches Arbeiten eine besondere Aktualität zu. Aber auch innerhalb von Kirche und Gesellschaft ist es eine stets neu wahrzunehmende Aufgabe evangelischer Theologie, dem Wahlspruch der Aufklärung Geltung zu verschaffen: *„Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“¹²*

2. „Ehrfurcht vor der geschichtlichen Wahrheit“ oder: Auf dem Weg zu einem wahrhaftigen Christentum

1906 in erster Auflage unter dem Titel „Von Reimarus zu Wrede“¹³ erschienen, bietet die „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ – so der Titel seit der zweiten Auflage von 1913 – einen glänzend geschriebenen Forschungsbericht, der sich über 150 Jahre erstreckt. Im Sinne Schweitzers bilden die Namen von Hermann Samuel Reimarus (1684–1768) mit seiner posthum von Lessing ohne Nennung des Verfassers herausgegebenen Abhandlung „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger“ und von William Wrede (1859–1907) mit seiner Untersuchung „Das Messiasgeheimnis in den Evangelien“ (1901) die beiden Pole, zwischen denen sich die Leben-Jesu-Forschung bewegt.

Die Geschichte der historischen Jesusforschung sieht Schweitzer durch drei große Entweder-oder bestimmt:

„Das erste hatte [David Friedrich] Strauß gestellt: entweder rein geschichtlich oder rein übernatürlich; das zweite hatten die Tübinger und [Heinrich Julius] Holtzmann durchgekämpft: entweder synoptisch oder johanneisch; nun das dritte: entweder eschatologisch [d.h. von endzeitlicher Naherwartung bestimmt] oder uneschatologisch!“¹⁴

Nachdem die beiden ersten Entweder-oder bereits entschieden sind, plädiert Schweitzer beim dritten für die „Lösung der konsequenten Eschatologie“. Danach sind – über Johannes Weiß (1863–1914) hinausgehend – nicht nur Jesu Predigt und Selbstverständnis, sondern auch seine gesamte öffentliche Wirksamkeit im Lichte jüdischer Endzeiterwartung zu interpretieren.

Den Ertrag der Leben-Jesu-Forschung des 18. und 19. Jahrhunderts beurteilte Schweitzer als negativ: Abgesehen von der Vielfalt der Jesusbilder, die die Leben-Jesu-Forschung hervorbrachte, ist es vor allem die Einsicht, dass der historische Jesus den religiösen Vorstellungen seiner Zeit verhaftet war und sich mit der Naherwartung des Reiches Gottes irrte, die es unmöglich macht, auf den historischen Jesus den christlichen Glauben zu gründen.¹⁵ So wirft Schweitzer in der Schlussvorlesung seines Kollegs „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ die Frage auf:

„Ist Jesus in dem Sinne noch Autorität in der christlichen Religion wie bisher?“ Seine „Antwort: Nein. Er ist es schon lange nicht mehr gewesen; denn Autorität in dem Sinne, wie man ihn postuliert, daß die Gleichung gilt: Jesus = christliche Religion, ist er nicht gewesen.

Seine Anschauungen von Gott und Welt sind nicht die unsrigen. Seine ethische Begründung ist nicht die unsrige. Das fühlte man und hat darüber hinweggeschaut, um diese Frage nicht herbeizuziehen, und nun ist durch den Ausgang der Leben-Jesu-Forschung diese Frage herbeigezwungen worden. Es ist nachgewiesen, daß Jesus, historisch, in einer ganz andern Welt steht als die, in der wir leben, und daß die Welt, die für ihn die Zukunft war, nicht eingetreten ist; denn unsere Welt ist eine andere, und Jesus ist nicht Autorität, weil er sich geirrt hat, weil etwas von dem, was er voraussagte, nicht eingetroffen ist.“¹⁶

Das ändert aber nichts daran, dass die Leben-Jesu-Forschung als ein „Wahrhaftigkeitsweg“ zu rühmen ist, der letztlich nicht zur Auflösung der christlichen Religion, sondern zu deren tieferem Verständnis führt. Der Ruhm der wissenschaftlichen Theologie besteht nach Schweitzer darin, „daß sie es wagte wahrhaftig zu sein“.¹⁷

Jesus kann also Schweitzer zufolge für uns keine Autorität der Erkenntnis sein; denn er hat sich in der Naherwartung des Reiches Gottes geirrt. Aber er kann sehr wohl eine „Lebensautorität“ sein – so wie bereits für die frühen Christen.¹⁸ Jesu Lebensautorität verwirklicht sich in der „mystischen Lebensgemeinschaft“ mit ihm, die ursprünglich durch das Leiden vermittelt war.¹⁹

Angesichts der veränderten Weltsituation sei jedoch an die Stelle der „Gemeinschaft des Leidens“ die „Gemeinschaft des Wirkens und Wollens“ getreten.²⁰ Und mit diesem Gedanken hat Schweitzer die Lösung des hermeneutischen Problems angebahnt, d.h. wie wir als aufgeklärte Menschen einen Zugang zu Jesus finden können: Lässt man zeitgebundene Vorstellungen beiseite, die Jesus als Mensch seiner Zeit teilte, so ist ein „Verstehen von Wille zu Wille“²¹ möglich.

Schweitzer formuliert:

„Unser Verhältnis zum historischen Jesus muß zugleich ein wahrhaftiges und ein freies sein. Wir geben der Geschichte ihr Recht und machen uns von seinem Vorstellungsmaterial frei. Aber unter den dahinter stehenden gewaltigen Willen beugen wir uns und suchen ihm in unserer Zeit zu dienen, daß er in dem unsrigen zu neuem Leben und Wirken geboren werde und an unserer und der Welt Vollendung arbeite. Darin finden wir das Eins-Sein mit dem unendlichen sittlichen Weltwillen und werden Kinder des Reiches Gottes.“²²

Zum Wandel im Vorstellungsmaterial rechnet Schweitzer, dass wir das Reich Gottes nicht mehr wie Jesus von einem endgültigen Eingreifen Gottes in die Geschichte erwarten. Vielmehr ist dessen Realisierung in unsere Hände gelegt.

„Nur darauf kommt es an“ – so Schweitzer –, „daß wir den Gedanken des durch sittliche Arbeit zu schaffenden Reiches mit derselben Vehemenz denken, mit der er [sc. Jesus] den von göttlicher Intervention zu erwartenden in sich bewegte, und miteinander wissen, daß wir in diesem Zustande sein müssen, alles dafür dahinzugeben.“²³

3. Denken und Frömmigkeit verbindende Predigt

Von Albert Schweitzer sind aus seiner Straßburger Zeit als Vikar an St. Nicolai von 1898 bis 1913 und von 1918 bis 1921 – dazwischen liegen die Jahre seiner ersten Wirksamkeit als Arzt im Tropenspital von Lambarene und seiner Kriegsgefangenschaft in Afrika und Frankreich – zahlreiche Predigtmanuskripte oder -abschriften erhalten. Hinzu kommen noch einige wenige aus späterer Zeit. In einem voluminösen Band innerhalb der Nachlassausgabe von 1392 Seiten liegen sämtliche vorhandene Predigten Schweitzers im Druck vor.²⁴

Welch einen hohen Stellenwert Schweitzer dem Predigen für seine Person einräumte, zeigt sich darin, dass er, obwohl er gerne dem Rat seines Straßburger Lehrers Theobald Ziegler gefolgt wäre, sich an der philosophischen Fakultät zu habilitieren, sich für eine theologische Habilitation entschied. In seiner Autobiographie bemerkt er:

„Ziegler deutete mir nämlich an, daß man nicht gern sehen würde, wenn ich als Privatdozent der Philosophie mich zugleich als Prediger betätigte. Nun war mir das Predigen aber ein innerliches Bedürfnis. Ich empfand es als etwas Wunderbares, allsonntäglich zu gesammelten Menschen von den letzten Fragen des Daseins reden zu dürfen.“²⁵

Zweifellos hat Schweitzer die Kunst beherrscht, selbst tiefe religiöse Gedanken schlicht und verständlich auszudrücken und dadurch Menschen aus den unterschiedlichsten Bildungsschichten zu erreichen. Seine Predigtweise ist sehr persönlich. So lässt er in seine Predigt eigene Erfahrungen und Erlebnisse einfließen. Die Ausstrahlungskraft seiner Predigten dürfte zum einen damit zusammenhängen, dass diese – wie er sagt – einen

Gedanken des Evangeliums entfalten, „den wir lebendig aus unserm Leben herausgerissen haben“, so dass dieser „auch in andern Leben werden“ kann.²⁶ Zum anderen sind es die eindrucklichen Bilder und Metaphern, die überzeugen.

Als für unsere Zeit besonders wegweisend hat Schweitzers bewusster Verzicht auf dogmatische Lehrformeln zu gelten, die bis in die heutige Predigtpraxis hinein gerade an den kirchlichen Feiertagen Verwendung finden. Pointiert drückt er dies so aus:

„Nur was du wirklich selber denkst und empfindest, ist deine Religion. Gar oft sind überlieferte Worte nur dazu da, uns mit ihrem Schall über unsere innere Armut hinwegzutäuschen, und wir riskieren fort und fort, daß es uns ergeht wie manchen alten Handelshäusern, die auf ihre Solidität bauen und immer Werte auf dem Papier mit weiterführen, die sich bei einem richtigen Inventar als nicht mehr vorhanden erweisen würden.“²⁷

Als ein der Wahrhaftigkeit kompromisslos verpflichteter Prediger erklärt Schweitzer in aller Klarheit, dass das Weltbild Jesu für uns hinfällig geworden ist: „Wir rechnen nicht mehr mit dem nahen Weltende und einem direkten Eingreifen Gottes in das Geschehen [...]“. ²⁸ Die Vorstellung von dem unmittelbar durch Gottes Handeln herbeigeführten Reich ist abgelöst worden durch die von dem durch Arbeit des Menschen zu verwirklichenden Reich. ²⁹ Im Blick auf das Ostergeschehen geht es Schweitzer nicht um das Mirakel einer leiblichen Auferstehung, sondern darum, dass Jesu Geist „sich in vielen Menschen lebendig erwies, und ich selber fühle, wie er bei mir zum Leben gelangen will“. ³⁰ Und so kann er formulieren:

„Es ist, als ob Jesus selber der Menschen bedürfte, um in uns zur Herrschaft zu gelangen. Seine Worte sind für uns Leben geworden durch Menschen, in denen sie Leben waren, und er selber lebt in uns durch die, die in ihm lebten und uns berührten, daß sich unser Geist an dem ihren entzündete.“³¹

Aber nicht nur Schweitzers Christologie, sondern auch seine Weise, vom heiligen Geist zu sprechen, ist nicht eine, wie man sie aus den theologischen Lehrbüchern der Dogmatik kennt. Während die alte Christenheit glaubte – man denke nur an die lukanische Pfingstgeschichte –, der heilige Geist „falle vom Himmel über den Menschengestalt“, glaubt Schweitzer, „daß er aus den

Tiefen desselben aufsteigt, und daß er natürlich da ist, wenn man nur tief genug geht. Alles, was rein und wahr und erhebend und belebend ist, ist heiliger Geist. Es gibt keine Kluft zwischen natürlichem und heiligem Geist, sondern der eine geht in den andern über.“³²

Somit erscheint Schweitzers Äußerung über den Sonntag Trinitatis nur folgerichtig:

„Man hat ihn früher zu den großen Festtagen gerechnet, weil er der Lehre von der Dreieinigkeit geweiht ist. In unserer Kirche hat man das Fest der inneren Mission daraufverlegt, weil man sich wohl gesagt hat, daß es notwendiger ist, unserer Zeit von den Aufgaben, die ihrer harren, zu predigen als von einer Lehre, die uns so, wie sie in alter Zeit in Formeln gegossen worden ist, nicht mehr viel sagen will.“³³

Was die Predigten Schweitzers wie ein roter Faden durchzieht, ist die immer wieder von Neuem vollzogene Verbindung von Denken und Glauben bzw. Frömmigkeit. Die Predigten sind getragen von einem tiefen Gottvertrauen – einem Gottvertrauen

„von Geist zu Geist, das dahingestellt sein läßt, nach welchem Plane sich die Dinge, in die unser Leben hineingezogen wird, abspielen, das sich fast mit dem Gedanken vertraut machen kann, daß wir der Willkür der Ereignisse ausgeliefert sind, weil es sich daran hält, daß unser Geist in dem Geiste Gottes die Kraft findet, alles was kommt zu überwinden“.³⁴

Und auch dies ist ein charakteristischer Zug des Predigers Schweitzer: bei aller Liberalität in Glaubensfragen der hohe Stellenwert von Kirche und Gottesdienst. Den Satz, man könne „ein guter Christ werden und sein, ohne in die Kirche zu gehen“, brandmarkt Schweitzer als einen „grundfalsche[n] Satz; wer ihn ausspricht, der weiß gar nicht, was wahres Christentum ist. Er meint, es sei [sc. wahres Christentum], so einige Sätze für wahr zu halten, ihnen zuzustimmen, aber das Christentum ist inneres Leben! Und dieses Leben entwickelt sich nur, wenn man allsonntäglich aufs neue in der christlichen Gemeinde sich versammelt und allsonntäglich Gottes Wort hört.“³⁵

4. „Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben“

Einsetzen möchte ich mit der „Entdeckung“ des Begriffs der „Ehrfurcht vor dem Leben“, also mit Schweitzers Bericht darüber – einem geradezu klassischen Text. Als Elsässer und damit

deutsche Staatsangehörige waren Helene und Albert Schweitzer gleich nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August 1914 in französische Internierungshaft gekommen. Sie konnten zwar in ihrem Haus auf der Missionsstation bleiben, wo sie ja erst seit wenigen Monaten wirkten, Schweitzer war aber die Arbeit im Spital verboten, so dass er seine liegen gebliebene Arbeit zum Problem von „Kultur und Ethik“ wieder aufnehmen konnte. Ab Ende November 1914 wurde es ihm allerdings wieder gestattet, als Arzt im Spital zu arbeiten, wobei er weiterhin mit dem Problem des Kraftloswerdens der ethischen Kultur beschäftigt blieb. Albert Schweitzer schreibt in seiner Autobiographie „Aus meinem Leben und Denken“:

„Monatelang lebte ich in einer stetigen inneren Aufregung dahin. Ohne jeglichen Erfolg ließ ich mein Denken in einer Konzentration, die auch durch die täglich im Spital getane Arbeit nicht aufgehoben wurde, mit dem Wesen der Welt- und Lebensbejahung und der Ethik und mit dem, was sie miteinander gemeinsam haben, beschäftigt sein. Ich irrte in einem Dickicht umher, in dem kein Weg zu finden war. Ich stemmte mich gegen eine eiserne Tür, die nicht nachgab. [...]“

In diesem Zustande mußte ich eine längere Fahrt auf dem Fluß unternehmen. Als ich – es war im September 1915 – mit meiner Frau ihrer Gesundheit wegen in Kap Lopez am Meere weilte, wurde ich zu Frau Pelot, einer kranken Missionsdame, nach N’Gômô, an die zweihundert Kilometer stromaufwärts, gerufen. Als einzige Fahrgelegenheit fand ich einen gerade im Abfahren begriffenen kleinen Dampfer, der einen überladenen Schleppkahn mit sich führte. Außer mir waren nur Schwarze, unter ihnen Emil Ogouma, mein Freund aus Lambarene, an Bord. Da ich mich in der Eile nicht hatte genügend verproviantieren können, ließen sie mich aus ihrem Kochtopf mitessen.

Langsam krochen wir den Strom hinauf, uns mühsam zwischen den Sandbänken – es war trockene Jahreszeit – hindurchtastend. Geistesabwesend saß ich auf dem Deck des Schleppkahnes, um den elementaren und universellen Begriff des Ethischen ringend, den ich in keiner Philosophie gefunden hatte. Blatt um Blatt beschrieb ich mit unzusammenhängenden Sätzen, nur um auf das Problem konzentriert zu bleiben. Am Abend des dritten Tages, als wir bei Sonnenuntergang gerade durch eine Herde Nilpferde hindurchfuhren, stand urplötzlich, von mir nicht geahnt und nicht gesucht, das Wort ‚Ehrfurcht vor dem Leben‘ vor mir. Das eiserne Tor hatte nachgegeben;

der Pfad im Dickicht war sichtbar geworden. Nun war ich zu der Idee vorgedrungen, in der Welt- und Lebensbejahung und Ethik miteinander enthalten sind! Nun wußte ich, daß die Weltanschauung ethischer Welt- und Lebensbejahung samt ihren Kulturidealen im Denken begründet ist.“³⁶

Die „unmittelbarste Tatsache des Bewußtseins“ ist für Schweitzer die Einsicht: *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“³⁷* Daraus resultiert dann die folgende ethische Konsequenz:

„Zugleich erlebt der denkend gewordene Mensch die Nötigung, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen. Er erlebt das andere Leben in dem seinen. Als gut gilt ihm: Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert bringen; als böse: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten. Dies ist das denkwürdige, absolute Grundprinzip des Sittlichen.“³⁸

Nach seiner sogenannten „Entdeckung“ des Begriffs der Ehrfurcht vor dem Leben bei einer Dampferfahrt auf dem Ogowe im September 1915 – tatsächlich findet sich dieser Begriff bereits 3½ Jahre zuvor in einer Hörernachschrift seines letzten Straßburger Kollegs³⁹ – fasste Schweitzer den Plan, seine Skizzen zur Kulturphilosophie fortzuführen und zu einem Werk auszugestalten, das sich in vier Teile gliedern sollte:

*„1. Von der gegenwärtigen Kulturlosigkeit und ihren Ursachen;
2. Auseinandersetzung der Idee der Ehrfurcht vor dem Leben mit den bisherigen Versuchen der europäischen Philosophie, die Weltanschauung ethischer Welt- und Lebensbejahung zu begründen;
3. Darstellung der Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben;
4. Vom Kulturstaat“.⁴⁰*

Als im September 1917 Albert und Helene Schweitzer als französische Kriegsgefangene per Schiff nach Europa in ein Kriegsgefangenenlager gebracht wurden, konnte Schweitzer sein in deutscher Sprache geschriebenes Manuskript nicht mitnehmen, sondern überließ es dem amerikanischen Missionar Edward Ford. Es war ihm nur noch möglich gewesen, einen Auszug auf Französisch anzufertigen.⁴¹ Nach der Internierungshaft in Garaison und Saint-Rémy-de-Provence, in der Schweitzer weiter an seiner Kulturphilosophie arbeitete, kehrte er schwer

krank nach Straßburg im August 1918 zurück. Er musste sich zunächst einer Operation unterziehen, bevor er eine Assistenzarztstelle an der Hautklinik des Bürgerspitals übernahm und wieder Vikar an der Kirche St. Nicolai wurde.⁴²

Von daher erklärt es sich, dass Schweitzer seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben öffentlich zuerst in Predigten dargelegt hat. In der Zeit vom 16. Februar bis zum 7. September 1919 hielt er in St. Nicolai 15 Predigten über ethische Probleme,⁴³ in denen er ausgehend jeweils von einem Bibelwort das Grundwesen des Sittlichen bestimmt und dies für eine Reihe von ethischen Fragen fruchtbar macht. Einleitend heißt es dazu in der ersten Predigt über das höchste Gebot (Mk 12,28–34):

„Über diese Frage, was denn das Grundgebot aller Sittlichkeit sei und was die sittliche Grundgesinnung, möchte ich in dieser Stunde mit euch nachdenken, um dann mehrere Andachten den Fragen der christlichen Sittlichkeit zu widmen, die ich in der Ferne, in der Einsamkeit des Urwaldes, überdacht habe in dem Gedenken an diese Gottesdienste zu St. Nicolai und in der Hoffnung, euch einmal davon reden zu dürfen.“⁴⁴

Schweitzer übersetzt das religiöse Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten in die philosophische Sprache der Ehrfurchtsethik mit den Worten:

„Aus Ehrfurcht zu dem unbegreiflich Unendlichen und Lebendigen, das wir Gott nennen, sollen wir uns niemals einem Menschenwesen gegenüber als fremd fühlen dürfen, sondern uns zu helfendem Miterleben zwingen.“⁴⁵

In scharfem Gegensatz dazu steht das ein Jahr später veröffentlichte 62 Druckseiten umfassende Büchlein des Leipziger Juristen Karl Lorenz Binding (1841–1920) und des Freiburger Psychiaters und Neuropathologen Alfred Erich Hoche (1865–1943) unter dem sprechenden Titel *„Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form“*.⁴⁶ 1929 fand dieser verhängnisvolle Begriff des lebensunwerten Lebens sogar Aufnahme in die zweite Auflage des renommierten protestantischen Lexikons *„Die Religion in Geschichte und Gegenwart“* – allerdings in einem durchaus kritischen Artikel.⁴⁷

Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben begreift Schweitzer als eine Erweiterung des Doppelgebots der Liebe durch die *„Liebe*

zur Kreatur, die Ehrfurcht vor allem Sein, das Miterleben allen Lebens, mag es dem unseren äußerlich noch so unähnlich sein“.⁴⁸ Jedoch auch dies macht der Prediger seiner Gemeinde deutlich, dass sich die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben nicht auf eine entsprechende in der Natur geltende Lebensordnung gründet. In der Natur herrscht das brutale Gesetz von Fressen und Gefressen-Werden. Orientierte der Mensch aber sein Verhalten an diesem Gesetz, würde er sein Menschsein verleugnen. In einem eindrucksvollen Bild beschreibt Schweitzer die fundamentale Differenz zwischen Mensch und übriger Kreatur:

„Die Welt, dem unwissenden Egoismus überantwortet, ist wie ein Tal, das im Finstern liegt; nur oben auf den Höhen liegt Helligkeit. Alle [sc. Wesen] müssen in dem Dunkel leben, nur eines darf hinaus, das Licht schauen: das höchste, der Mensch. Er darf zur Erkenntnis der Ehrfurcht vor dem Leben gelangen, er darf zu der Erkenntnis des Miterlebens und Mitleidens gelangen, aus der Unwissenheit heraustrreten, in der die übrige Kreatur schmachtet.“⁴⁹

Die ihm als Assistenzarzt und Vikar verbleibende freie Zeit nutzte Schweitzer für die Weiterarbeit an seiner Kulturphilosophie. Hatte er bisher die Philosophie daraufhin befragt, *„inwieweit sie ethische Welt- und Lebensbejahung als Antriebe zur Kultur enthält und begründet“*, untersuchte er nun *„die Weltreligionen – Christentum, Judentum, Islam, Zarathustrareligion, Brahmanismus, Buddhismus, Hinduismus und die Religiosität des chinesischen Denkens – auf Ethik, Welt- und Lebensbejahung und Welt- und Lebensverneinung“*.⁵⁰ Durch seine Untersuchungen sah er sich in seiner Theorie bestätigt, *„daß Kultur auf ethische Welt- und Lebensbejahung zurückgehe“*.⁵¹

Was das Christentum betrifft, so enthält es nach dem Urteil Schweitzers *„Welt- und Lebensbejahung und Welt- und Lebensverneinung nebeneinander und in Spannung miteinander“*.⁵² Allein die Phasen der Christentumsgeschichte, in denen Welt- und Lebensbejahung überwiegen – wie Renaissance, Reformation und Aufklärung –, erfahren eine positive Wertung.⁵³

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1919 erhielt Schweitzer durch Erzbischof Nathan Söderblom eine Einladung, in der Zeit nach Ostern 1920 die Olaus-Petri-Vorlesungen an der Universität Uppsala zu halten. In diesen erörterte Schweitzer das *„Problem von Welt- und Lebensbejahung und Ethik in der Philosophie*

und den Weltreligionen“.⁵⁴ Die Uppsala-Vorlesungen bildeten die Basis für die beiden ersten 1923 erschienenen Bände der Kulturphilosophie.

Zwar darf nach Schweitzer in Anbetracht dessen, dass in vielen östlichen Religionen und Kulturen Lebens- und Weltverneinung begegnet, die in unserer westlichen Welt dominierende Lebens- und Weltbejahung nicht als etwas Selbstverständliches angesehen werden, ohne denkerisch vergewissert zu werden. Gleichzeitig betrachtet er aber die Lebensbejahung als der menschlichen Existenz von Natur aus zugehörig, was er wie folgt begründet: *„Wir sind nicht nur Leben, sondern Wille zum Leben. Der Trieb, unser Leben zu erleben und auszuleben, gehört zu unserem Wesen.“*⁵⁵ Die Bejahung unseres eigenen menschlichen Lebens ist also für Schweitzer grundlegend; sie bildet den Ausgangspunkt dafür, dass wir uns auch der Welt bejahend zuwenden und in unserem Lebensraum wirken und ihn gestalten.

Ähnlich wie bei der Lebens- und Weltbejahung nimmt Schweitzer an, dass jedem Menschen eine ethische Veranlagung eigne. Er vergleicht das Ethische mit einer Ellipse, deren beiden Brennpunkte zum einen das Motiv der Hingebung und zum anderen das Motiv des innerlichen Vollkommenerwerdens bilden.⁵⁶ Die Ethik hat folglich nicht nur das rechte Verhalten zu den anderen, sondern auch zu uns selbst zu thematisieren.

Während uns als von Judentum und Christentum geprägten Europäern eine Ethik der Hingabe vertraut und ohne Weiteres plausibel erscheint – man denke nur an das biblische Gebot der Nächstenliebe (Levitikus [3. Buch Mose] 19,18; Markus 12,31 mit Parallelen) –, mutet uns eine Ethik des Vollkommenerwerdens eher fremd an. Doch vergegenwärtigen wir uns, was Schweitzer mit solchem Vollkommenerwerden meint! Am Anfang des Vollkommenerwerdens steht das Bemühen um Wahrhaftigkeit – und zwar nicht nur, um vor anderen vertrauenswürdig zu sein, sondern vor allem auch, um vor uns selbst bestehen zu können.⁵⁷ Weiterhin rechnet Schweitzer zur innerlichen Vollendung *„Sanftmut, Friedfertigkeit und gütige Gesinnung gegen alle Wesen“* – durchaus in Übereinstimmung mit der lebens- und weltverneinenden Ethik Buddhas. Während die genannten Gesinnungen innerhalb der buddhistischen Ethik wegen des Grundsatzes der Nicht-Tätigkeit sich lediglich in der Enthaltung von mitleidlosem Verhalten auswirken, geht die von Schweitzer

intendierte Ethik darüber hinaus: Als lebens- und weltbejahende Ethik kennt sie nicht das Dogma der Nicht-Tätigkeit, so dass die ethischen Gesinnungen auch in aktivem Verhalten ihre gestalterische Kraft entfalten können.

Schweitzer intendiert also eine für alle Menschen einsichtige und gültige Ethik, die das der Lebens- und Weltbejahung zugehörige Motiv der Hingabe mit dem der Lebens- und Weltverneinung entsprechenden Motiv des innerlichen Vollkommerwerdens verbindet. Dabei verleiht das erste Motiv der Ethik ihre Lebendigkeit, das zweite steht für ihre Tiefe.⁵⁸

Da die großen ethischen Herausforderungen unserer Zeit – ich nenne nur als Stichworte: Krieg und Frieden, Flucht und Vertreibung, Gerechtigkeit, Ökologie, Klimawandel, Überbevölkerung, Biotechnologie, Gentechnik – globale Lösungen erfordern, bietet die Schweitzer'sche Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben eine gute Grundlage dafür, insofern sie zum einen westliche und östliche Denkansätze überzeugend miteinander verbindet. In einer Zeit, in der überkommene Moralvorstellungen und Tugendlehren nicht mehr in der Lage sind, Fragen nach Möglichkeiten humanen Lebens und Überlebens zu beantworten, kommt es zum anderen darauf an, ethisches Handeln im Denken zu begründen, was gerade keinen Rückzug aus dem gefährlichen Terrain aufeinanderprallender Interessen und Konflikte in den geistig wohltemperierten Elfenbeinturm bedeutet. Für Schweitzer verdient nämlich das „*wahre Denken*“ diesen Namen erst dann, wenn es „*in jeder Weise von dem Wirklichen ausgeht und auf das Wirkliche zugeht*“. Die entscheidende Wegweisung dabei ist das Prinzip der Ehrfurcht vor allem Leben.

Exkurs: Albert Schweitzer und die Mystik⁵⁹

Seine Philosophie bzw. Ethik der „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ hat Albert Schweitzer als „*ethische Mystik*“ oder „*mystische Ethik*“ verstanden. Auch fällt auf, dass in Schweitzers literarischem Werk – ob nun im Kontext von Theologie, Philosophie oder Musik – immer wieder von „*Mystik*“ die Rede ist. Erich Gräßer hat daher mit Recht Mystik als „*Sammelbegriff all seines Denkens und Tuns*“⁶⁰ bezeichnet.

Bereits in seiner „*Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*“ von 1906 (2. Auflage 1913) hat Schweitzer die auch für unsere

Zeit tragfähige Glaubensbeziehung eines Christen zu Jesus als „*Jesus-Mystik*“ bestimmt. Und im Anschluss an seine Jesusforschung widmete er sich der „*Mystik des Apostels Paulus*“. In seinen kulturphilosophischen Überlegungen zur „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ überschreitet er Mystik im christlichen Sinn, indem er auch andere Religionen und die Philosophie mit einbezieht. Schweitzer wörtlich: „*Jede Weltanschauung, insoweit sie das Verhalten des Menschen durch sein geistiges Verhältnis zum unendlichen Sein bestimmt sein lässt, hat mystischen Charakter.*“⁶¹

Und was Schweitzer vor 110 Jahren, im September 1915, bei seiner Kahnfahrt auf dem Ogowe durch eine Nilpferdherde hindurch erfahren hat, ist eine mystische Grunderfahrung, die Erfahrung des innigsten Verbundenseins mit allem Lebendigen. In einer Predigt entfaltet er diesen mystischen Erfahrungszusammenhang wie folgt:

*„[...] der tiefste Begriff des Lebens ist erreicht: Das Leben, das zugleich Miterleben ist, wo in einer Existenz der Wellenschlag der ganzen Welt gefühlt wird, in einer Existenz das Leben als solches zum Bewußtsein seiner selbst kommt – das Einzeldasein aufhört, das Dasein außer uns in das unsrige hereinflutet.“*⁶²

Für Schweitzers ethische Mystik oder mystische Ethik ist kennzeichnend, dass sie nicht allein Menschen gilt, sondern die Achtung allem Leben gegenüber einfordert. Die mystisch-ethische Bewusstheit der eigenen Mitgeschöpflichkeit umfasst also auch Pflanzen und Tiere. Mit Schweitzers Ethik ist daher die industrialisierte Massentierhaltung unvereinbar, durch die Milliarden von sogenannten Nutztieren ungeheures Leid zugefügt wird. Schweitzer wörtlich:

*„Mitleid gegen die Tiere muß auf dem Boden einer allgemeinen Ehrfurcht vor allem, was Leben ist, erscheinen, sonst ist es unvollständig und unbeständig.“*⁶³

Für Schweitzer schließen sich Denken und Mystik nicht aus, führe doch das elementare Denken, das sich den grundlegenden Fragen des Daseins stellt, zu mystischen Einsichten. So kann er geradezu von einer „*Denkmystik*“ sprechen. Ähnlich wie Meister Eckhart und Nikolaus von Kues lässt Schweitzer dabei ein anthropomorph personales Gottesverständnis hinter sich

und gelangt zu einem geistigen Verstehen der Wirklichkeit Gottes, wenn er sagt:

„Die Frömmigkeit hängt nicht davon ab, daß ein Mensch sich zu einer historisch überlieferten Gottesvorstellung bekennen kann, sondern daß er von dem Geiste ergriffen ist und in ihm wandelt. [...] Wenn wir noch die Sprache der überlieferten Religion sprechen, ist dies zeitlich bedingt und in Rücksicht auf die, die noch in der historisch überlieferten Religion vorstellen und denken. [...] Mehr und mehr aber werden die Menschen über die historischen Vorstellungen hinausgeführt werden. [...] Aus Gott, dem Schöpfer und Regierer der Welt, ist der unergründliche Urgrund des Seins geworden, der uns als ethischer Geist bewußt wird. Diesem Geiste ergeben sein, ist fromm sein im allgemeinsten und tiefsten Sinn.“⁶⁴

Schweitzer kann – in gewisser Weise Intentionen von Hans Küngs Projekt „Weltethos“ vorwegnehmend – zu den Wegbereitern des interreligiösen Dialogs gerechnet werden. Bei seiner Suche nach einem die Religionen und Philosophien verbindenden ethischen Grundprinzip beschäftigt er sich nämlich intensiv mit den fernöstlichen Religionen und Kulturen, der „Weltanschauung der indischen Denker“ des Hinduismus und Buddhismus und der „Geschichte des chinesischen Denkens“. Er möchte die mehr innerlich meditativ orientierte Kultur des Fernen Ostens und die stärker äußerlich ausgerichtete Kultur des Westens dialogisch aufeinander beziehen. Ein solcher Dialog mündet dann bei Schweitzer in die spannungsvolle Einheit von Mystik und Ethik, denn:

„Alle tiefe Philosophie, alle tiefe Religion ist zuletzt nichts anderes als ein Ringen um ethische Mystik und mystische Ethik.“⁶⁵

Schließlich ist für Schweitzer Mystik auch ein Thema der Musik. So betrachtet der Organist und Bach-Forscher Musik nicht nur als ein ästhetisches, sondern zugleich auch als ein zutiefst geistiges Phänomen. Johann Sebastian Bach versteht er als einen Mystiker, „der in der Sprache der Töne redet“.⁶⁶ Schweitzer schreibt:

„In dem Thomaskantor redet einer der größten Mystiker, die es je gegeben hat, zu den Menschen und führt sie aus dem Lärm zur Stille.“⁶⁷

Jedoch eignet nicht allein der Musik Bachs eine spirituell-mystische Dimension, denn:

„Jede wahr und tief empfundene Musik, ob profan oder kirchlich, wandelt“ Schweitzer zufolge *„auf jenen Höhen, wo Kunst und Religion sich jederzeit begegnen können.“⁶⁸*

5. Resümee

Unternehmen wir noch den Versuch, Schweitzers Einsichten zusammenzufassen, die auch für uns heute relevant sind:

1. Den Wahlspruch der Aufklärung, Mut zu haben, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, gilt es gerade in Fragen der Religion und des Glaubens zu beherzigen. Ist doch recht verständener christlicher Glaube ein denkender Glaube.

2. Ein wahrhaftiges Christentum macht Ernst damit, dass Jesus von Nazareth sich in der Naherwartung des Reiches Gottes geirrt hat. Den Jesus Nachfolgenden ist es daher aufgegeben, sich im Sinne eines ethischen Reich-Gottes-Verständnisses für dessen Verwirklichung zu engagieren.

3. Wichtiger als dogmatische Glaubensformeln nachzusprechen, ist es, sich von Jesu Geist berühren und bestimmen zu lassen.

4. Eine liberale christliche Frömmigkeit bedarf der Rückbindung an eine Gemeinde und der geistlichen Stärkung im Gottesdienst.

5. Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ist die Übersetzung von Jesu Doppelgebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten in die Sprache der Philosophie, erweitert durch die Liebe zur Kreatur.

6. Die Ehrfurchtsethik verbindet westliches und östliches Denken. Befreit von überkommenen Vorstellungen, finden Philosophie und Religion in einer ethischen Mystik bzw. einer mystischen Ethik zueinander.

Ausblick

Schließen möchte ich mit einem Ausblick. – Das zentrale Anliegen des Protestantismus erkannte Albert Schweitzer – wie wir gesehen haben – in der radikalen Suche nach Wahrheit und der damit einhergehenden Selbstverpflichtung auf die erkannte Wahrheit. In einem Brief an Beneficiant Euler vom 6. Juni 1952 sprach Schweitzer seine Überzeugung aus: Der religiöse

Liberalismus „ist ein Sauerteig, dessen das Christentum nicht entbehren kann“.⁶⁹ Und sechs Jahre zuvor, am 25. März 1946, machte Schweitzer den Freigesinnten Theologiestudenten der Universität Bern Mut, indem er ihnen versicherte:

„Die Freigesinnten sind Fremdlinge in der heutigen Welt. Sie vertreten etwas, das einst war und unsere christliche neuzeitliche Kultur schuf und das einst wiederkommen muss, wenn diese Kultur weiterbestehen soll.“⁷⁰

Heute können wir – vergegenwärtigen wir uns die Entwicklungen in Theologie und Kirche der jüngeren Vergangenheit – mit guten Gründen sagen: Die Zeit der Fremdlingschaft gehört für das freie Christentum der Vergangenheit an. Wie Kirche nur noch als Kirche der Freiheit überzeugen kann, so kann Christsein nur noch als freies Christsein überzeugend, d.h. mit Herz und Verstand gelebt werden.

Anmerkungen

- 1 Albert Schweitzer, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit (1924), in: ders., Gesammelte Werke, hg. v. Rudolf Grabs, GW Bd. 1, München 1974, S. (253–313) 272.
- 2 A.a.O., S. 265.
- 3 A.a.O., S. 286.
- 4 Ebd.
- 5 Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken (1931), in: ders., GW 1, München 1974, S. (19–252) 48.
- 6 A.a.O., S. 295.
- 7 A.a.O., S. 295 f.
- 8 Heinrich Julius Holtzmann, Die Synoptiker. – Die Apostelgeschichte (Hand-Commentar zum Neuen Testament, Bd. 1), Freiburg i.Br. 1889.
- 9 A. Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken (s. Anm. 5), S. 30.
- 10 S. a.a.O., S. 31.
- 11 Ebd.
- 12 Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1783), in: ders., Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik (Werke in sechs Bänden, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. VI), Darmstadt ³1983, S. (51–61) 53.
- 13 S.o. Anm. 5.
- 14 Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (UTB 1302), Tübingen ⁹1984 (¹1913), S. 254.
- 15 Vgl. a.a.O., S. 620 f.
- 16 Albert Schweitzer, Schlußvorlesung des Kollegs Geschichte der Leben-Jesu-Forschung von Reimarus bis zur Gegenwart (29.7.1908), in: ders., Straßburger Vorlesungen, hg. v. Erich Gräßer u. Johann Zürcher (Werke aus dem Nachlaß), München 1998, S. (524–531) 524 f.
- 17 Albert Schweitzer, Jesus und wir [. Vortrag innerhalb des Zyklus „Drei religiöse Vorträge“ des „Protestantisch-liberalen Vereins“, gehalten am 22.1.1906 in der Kirche St. Nicolai in Straßburg], in: ders., Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze, hg. v. Claus Günzler, Ulrich Luz u. Johann Zürcher (Werke aus dem Nachlaß), München 2003, S. (271–284), S. 274.
- 18 S. a.a.O., S. 275.
- 19 S. a.a.O., S. 275 f.
- 20 S. a.a.O., S. 276.
- 21 A. Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (s. Anm. 14), S. 627.
- 22 A.a.O., S. 628.
- 23 A.a.O., S. 627.
- 24 Albert Schweitzer, Predigten 1898–1948, hg. v. Richard Brüllmann u. Erich Gräßer (Werke aus dem Nachlaß), München 2001.
- 25 A. Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken (s. Anm. 5), S. 44.
- 26 Siehe A. Schweitzer, Predigten 1898–1948 (s. Anm. 24), S. 739.
- 27 A.a.O., S. 826.
- 28 A.a.O., S. 1039.
- 29 Vgl. a.a.O., S. 1088.
- 30 A.a.O., S. 1154.
- 31 Ebd.
- 32 A.a.O., S. 1130.
- 33 A.a.O., S. 840, Anm. 21.
- 34 A.a.O., S. 891.
- 35 A.a.O., S. 380.
- 36 A. Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken (s. Anm. 5), S.167–169.
- 37 A.a.O., S. 169 f.

- 38 A.a.O., S. 171.
- 39 Vgl. Albert Schweitzer, Die Ergebnisse der historisch-kritischen Theologie und der Naturwissenschaft für die Wertung der Religion (Die vier letzten Vorlesungen, Wintersemester 1911/12), in: ders., Straßburger Vorlesungen (s. Anm. 16), S. (692–723) 693.
- 40 A. Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken (s. Anm. 5), S. 173.
- 41 Vgl. a.a.O., S. 175.
- 42 Vgl. a.a.O., S. 191.
- 43 A. Schweitzer, Predigten 1898–1948 (s. Anm. 24), S. 1233–1321.
- 44 A.a.O., S. 1234.
- 45 A.a.O., S. 1236 f.
- 46 Karl Lorenz Binding / Alfred Erich Hoche, Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form, Leipzig 1920. – Vgl. dazu Thomas Hörnig, Anmerkungen zum kirchlichen Umgang mit den „Aschenurnen“ von Opfern der NS-Krankenmorde, in: Deutsches Pfarrerrinnen- und Pfarrerbild, Jg. 124, Nr. 11 (November 2024), S. 617–623.
- 47 Hermann Faber, Art. Lebensunwertes Leben, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage, hg. v. Hermann Gunkel u. Leopold Zscharnack, Tübingen 1929, Sp. 1513–1516.
- 48 A. Schweitzer, Predigten 1898–1948 (s. Anm. 24), S. 1238.
- 49 A.a.O., S. 1242.
- 50 Albert Schweitzer, Selbstdarstellung (Sonderdruck aus: Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. v. Raymund Schmidt, Bd. VII), Leipzig 1929, S. 29.
- 51 Ebd.
- 52 Ebd.
- 53 Vgl. a.a.O., S. 30.
- 54 A.a.O., S. 31. – Vgl. Albert Schweitzer, Uppsala-Vorlesungen, in: ders., Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze (s. Anm. 17), S. 32–91.
- 55 Albert Schweitzer, Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Kulturphilosophie III, hg. v. Claus Günzler u. Johann Zürcher, Bd. 2 (Werke aus dem Nachlaß), München 2000, S. 127.
- 56 Vgl. a.a.O., S. 131.
- 57 Vgl. ebd.
- 58 Vgl. a.a.O., S. 132 f.
- 59 Zum Folgenden vgl. Ludwig Frambach, Mystik als Kern der Ethik Albert Schweitzers, in: Leben inmitten von Leben. Die Aktualität der Ethik Albert Schweitzers, hg. v. Günter Altmer, Ludwig Frambach, Franz-Theo Gottwald u. Manuel Schneider, Stuttgart 2005, S. 177–193.
- 60 Erich Gräßer, Mystik und Ethik. Ihr Zusammenhang im Denken Albert Schweitzers (Thesen), in: Claus Günzler u. a. (Hg.), Albert Schweitzer heute – Brennpunkte seines Denkens (Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung, Bd. 1), Tübingen 1990, S. (190–195) 194.
- 61 Albert Schweitzer, Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Kulturphilosophie III, hg. v. Claus Günzler u. Johann Zürcher, Bd. 1 (Werke aus dem Nachlaß), München 1999, S. 154.
- 62 A. Schweitzer, Predigten 1898–1948 (s. Anm. 24), S. 1242.
- 63 Zit. nach: Schweizerisches Reformiertes Volksblatt 1973, S. 209.
- 64 Albert Schweitzer, Wie wir überleben können. Eine Ethik für die Zukunft, hg. v. Harald Schützeichel, Freiburg i.Br. / Basel / Wien 1994, S. 23.
- 65 Albert Schweitzer, Kultur und Ethik (1923), in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 2, München 1974, S. (95–420) 370.
- 66 A. Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken (s. Anm. 5), S. 83.
- 67 Albert Schweitzer, J. S. Bach (1909), in: ders., Aufsätze zur Musik, hg. v. Stefan Hanheide, Kassel / Basel 1988, S. (33–46) 46.
- 68 Albert Schweitzer, Johann Sebastian Bach. Mit einer Vorrede von Charles Marie Widor, Wiesbaden 111990, S. 17 f.
- 69 Archives centrales Albert Schweitzer, Gunsbach/Elsass (Abschrift).
- 70 Archives centrales Albert Schweitzer, Gunsbach/Elsass. – Zum Begriff „Freigesinnte Theologen“ vgl. Fritz Buri, Erneuerung der liberalen Theologie als Theologie der Spannung. Zur Konferenz freigesinnter Theologen in Arnheim vom 27. Juli – 2. August 1936, in: SThU 6 (1936), S. 44–50.



Albert Schweitzer an der Orgel von St. Nicolai in Straßburg – 1929.

Rainer Noll

Dem Musiker Albert Schweitzer zum 150. Geburtstag und 60. Todestag

„Mit dem Geiste der Zeit befinde ich mich in vollständigem Widerspruch.“¹

Man muss nur Schweitzers Orgelspiel hören, um diesen Satz bestätigt zu finden, wie wir am Ende sehen werden.

Der berühmte „Urwaldarzt von Lambarene“ mit drei Doktor-Titeln war nicht nur der Theologe der „konsequenten Eschatologie“ und der Kulturphilosoph der „Ehrfurcht vor dem Leben“. Er war auch Organist, Bachforscher, Organologe und Musikschriftsteller.

So schließt Werner Picht das Kapitel „Musik“ in seiner großen Schweitzer-Biographie mit dem schönen Satz:

„Wer das Dasein Albert Schweitzers begreifen will, der begreife es als ein Oratorium mit Orgelbegleitung.“²

Lehrjahre

Ab seinem fünften Lebensjahr unterrichtete ihn sein Vater, Pfarrer von 1875 bis 1925 in Günsbach im elsässischen Münster-tal, wo Schweitzer aufgewachsen ist, auf dem Klavier. Mit sieben Jahren konnte er einen Choral harmonisieren, und mit acht begann er das Orgelspiel. Mit neun durfte er den Organisten in Günsbach im Gottesdienst vertreten.

Während seiner Gymnasialzeit in Mülhausen erhielt er professionellen Klavier- und Orgelunterricht bei Eugen Münch (1857–1898), Organist an St. Stephan, der, zusammen mit seinem Bruder Ernst Münch (1859–1928)³, Vater des Dirigenten Charles Münch (1891–1968), als bester Schüler von Carl August Haupt (1810–1891) an der Musikhochschule in Berlin galt. Nach dem frühen Tod von Eugen Münch verfasste der 23-jährige Schweitzer einen ausführlichen Nachruf auf seinen Lehrer – sein erster gedruckter Text von großer Reife.

Schweitzer bekennt:

„Meine Sehnsucht war von jeher auf die Orgel gerichtet.“⁴

Studien- und Praxiszeit

Neben Theologie und Philosophie studierte Schweitzer in Straßburg Musiktheorie bei Gustav Jacobsthal (1845–1912, erster Professor für Musikwissenschaft im Deutschen Reich) und erlernte gründlich den reinen Kontrapunkt.

Mit sechzehn Jahren hörte er erstmals im Theater in Mülhausen/Elsass Wagners „*Tannhäuser*“ und war so überwältigt, dass es Tage dauerte, bis er dem Schulunterricht wieder aufmerksam folgen konnte. Später in Straßburg lernte Schweitzer auch sämtliche Werke Richard Wagners (außer Parsifal) in der Oper kennen. 1896 wohnte er in Bayreuth der ersten Wiederaufführung der Tetralogie nach der Uraufführung von 1876 bei und fuhr auch später, so oft es ihm möglich war, zum Festspielhaus nach Bayreuth. Eine lebenslange Freundschaft verband ihn mit Cosima Wagner, Richards Witwe und Tochter von Franz Liszt, und ihren Nachkommen. Zuletzt war er 1923 in Bayreuth, um der 86jährigen Cosima im Hause Wahnfried⁵ seine Aufwartung zu machen.

Im Oktober 1893, gleich nach dem Abitur, erster Orgelunterricht bei Charles-Marie Widor (1844–1937) in St. Sulpice in Paris durch Vermittlung seiner in Paris lebenden Tante Mathilde Schweitzer (1853 – 1902, zugleich angeheiratete Großtante von Jean-Paul Sartre, ihr widmete Schweitzer sein Bach-Buch).

Von Oktober 1898 bis März 1899 schrieb Schweitzer in Paris an seiner philosophischen Doktorarbeit über „*Die Religionsphilosophie Kants*“ und studierte Orgel bei Widor in St. Sulpice. Gleichzeitig nahm er Klavierunterricht bei Isidor Philipp (1863–1958), dessen Etüden heute noch in Frankreich benutzt werden, und Marie Jaëll-Trautmann (1846–1925), einer Liszt-Schülerin: „*Meine Hand war ganz untüchtig von Natur. Erst durch Frau Jaëll habe ich sie formend beherrschen gelernt.*“⁶ Ihr französisch geschriebenes Büchlein „*Le Toucher*“ über ihre Methode erschien in der deutschen Übersetzung Schweitzers unter dem Titel „*Der Anschlag*“ bei Breitkopf & Härtel.

Während des Sommersemesters 1899 in Berlin war Schweitzer „Versuchstier“ bei den psychologischen Studien über Tonempfindung bei Carl Stumpf (1848–1936). Dort vertrat er in

den Ferien Heinrich Reimann (1850–1906) als Organist in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche.

Musikalische Veröffentlichungen

1905 erschien seine französisch geschriebene Bach-Monographie „*Jean-Sébastien Bach, le musicien-poète*“, die er auf Wunsch Widors verfasst hatte.

1906 veröffentlichte er „*Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst*“ zur musikalischen Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich.

1908 kam die deutsche Bach-Monographie „*J. S. Bach*“ heraus, gegenüber der französischen von rund 400 auf fast 800 Seiten angewachsen.

Vom 25. bis 29. Mai 1909 war Schweitzer federführend in der Sektion für Orgelbau beim Kongress der Internationalen Musikgesellschaft in Wien auf Einladung von Guido Adler (1855–1941). Ergebnis war „*Die Reform unseres Orgelbaues auf Grund einer allgemeinen Umfrage bei Orgelspielern und Orgelbauern in deutschen und romanischen Ländern*“, das sogenannte Internationale Regulativ für Orgelbau, das zur Vereinheitlichung der Spieltische führen sollte.

1912/13 veröffentlichte der G. Schirmer-Verlag in New York die ersten fünf Bände der geplanten Ausgabe der sämtlichen Orgelwerke von J. S. Bach in deutscher, englischer und später auch in französischer Sprache. Diese Edition wurde betreut von Widor, der die Mitarbeit von Schweitzer zur Bedingung gemacht hatte. Die Editionsprinzipien waren: a: Noten als unberührter Urtext, b: Präludien und Fugen nach Schaffensperioden und Tonarten geordnet, c: peinliche Beachtung aller auf Bach selbst zurückgehenden Anordnungen, d: Beigabe von Text und Melodie zu den Choralvorspielen, e: die Auffassung der Herausgeber erscheint nur im Vorwort.

Das war zu Beginn des 20. Jahrhunderts revolutionär, denn so hervorragend die klassische „*Peters-Ausgabe*“ von 1844–52 ist (Schweitzer und Widor spielten stets aus ihr), erfüllt sie doch nicht die Editionsunkte b bis d.

Der Erste Weltkrieg verhinderte die Veröffentlichung der weiteren Bände. Band VI wurde 1954 veröffentlicht, die Bände VII und VIII folgten erst 1967, zwei Jahre nach Schweitzers Tod, alle drei Bände nun unter Mitarbeit seines aus Straßburg

stammenden Freundes, dem amerikanischen Organisten der New Yorker Philharmoniker, Edouard Nies-Berger (1903–2002)⁷, und nur in englischer Sprache (wie heute alle acht Bände noch zu haben sind)⁸. In den USA wird diese Ausgabe heute noch benutzt, während sie in Europa wegen des hohen Preises kaum Verbreitung fand.

Die Vorworte enthalten umfangreiche Studien zu Bachs Ornamentik. In den 50er Jahren beschäftigte Schweitzer sich erneut mit Bachs Ornamenten und plante eine Ergänzung zu seinem Bach-Buch von 1908. Die Ergebnisse gab Schweitzers Freund, der Musikologe Erwin Reuben Jacobi (1909–1979)⁹ heraus. Sie erschienen posthum als „Bach-Studien 8“ (Leipzig 1984) unter dem Titel „Albert Schweitzers nachgelassene Manuskripte über die Verzierungen bei Johann Sebastian Bach“. Sie fanden in der Fachwelt so gut wie keine Beachtung und sind historisch kaum haltbar.¹⁰

Konzerte

1892: Mit siebzehn durfte Schweitzer erstmals in einem öffentlichen Konzert das Requiem von Brahms unter Eugen Münchs Leitung an der Orgel begleiten:

„Damals kannte ich zum ersten Male die Wonne, die ich seither so oft durchkostet habe, die Orgel in den Klang von Orchester und Chor hineinfluten zu lassen.“¹¹

1894 bis 1910 setzte Ernst Münch Schweitzer regelmäßig als Continuospieler bei Aufführungen mit seinem Chor und Orchester an St. Wilhelm ein:

„Die Kirche zu St. Wilhelm in Straßburg galt als eine der bedeutendsten Pflegestätten des zu Ende des [19.] Jahrhunderts aufkommenden Bachkults.“¹²

Hier begleitete Schweitzer ca. 60 Kantaten, Matthäus- und Johannes-Passion, h-moll-Messe und Magnifikat von Bach neben Werken anderer Komponisten.

Er benutzte zur Begleitung den Klavierauszug, um das musikalische Gesamtgeschehen verfolgen zu können. In diesen trug er sich die Generalbassziffern ein und spielte danach die Harmonien.

Kantate „Allein zu dir, Herr Jesu Christ“ BWV 33 – Klavierauszug Schweitzers mit seinen Generalbassziffern

1907 bis 1912 war Schweitzer Organist bei den Konzerten der Pariser Bachgesellschaft unter ihrem Gründer Gustave Bret (1875–1958, seit 1903 zweiter Organist an St. Sulpice), deren Gründungsmitglied er 1905 war.

1908 wurde er zusätzlich Organist des Orfeó Català in Barcelona unter Lluís Millet (1867–1941) in den Jahren 1908, 1909, 1911, 1912 und 1920. 1921 begleitete er dort die Erstaufführung von Bachs Matthäuspassion in Spanien. Die Konzerte fanden im Stammhaus dieses Chores, dem weltberühmten, 1908 fertiggestellten Palau de la Música Catalana, statt, der auch eine Walcker-Orgel von 1908 enthält (IV/63/P), auf der Schweitzer vor dem spanischen König spielte¹³.

Am 21.10.1908 spielte er hier sein erstes einstündiges Orgelkonzert, dem ein 55 Minuten langer französischer Vortrag über Bach vorausging. Die 3000 Zuhörer entließen ihn erst nach 30 Minuten Zugaben!

Am 28. Juli 1909 gab Schweitzer zum ersten Mal ein Konzert zum Gedächtnis an Bachs Todestag¹⁴ auf der restaurierten

Silbermann-Orgel in St. Thomas zu Straßburg. Das Konzert zu diesem Anlass spielte er jedes Jahr selbst, wenn er in Europa war. 1951 wurde das Konzert live von Radio France übertragen. Er spielte hier zuletzt 1954 (wegen Überfüllung musste das Konzert am nächsten Tag wiederholt werden).

Schweitzers Konzerttätigkeit als Organist umfasst zwischen 1892 und 1955 487 noch feststellbare Konzerte in folgenden Ländern (abnehmend nach Anzahl): Elsass-Lothringen (150), der Schweiz (73), Deutschland (67), Schweden (63), Holland (39), England (30), Frankreich (23), Dänemark (20), Spanien (13), Tschechien (7), Italien (1) und Guinea (1). Sein letztes Konzert gab er mit 80 Jahren auf der Cavaillé-Coll-Orgel in Wihr-au-Val (Weier im Tal, Nachbardorf von Günsbach) zusammen mit Edouard Nies-Berger.

Das Repertoire der Solokonzerte bestand hauptsächlich aus Werken von Bach, aber auch regelmäßig aus Werken von Mendelssohn, Widor und César Franck (vor dem Ersten Weltkrieg auch noch einigen anderen).

Schallplatten

Bedenkt man, dass von Karl Straube (1873–1950), der mit seiner „Leipziger Schule“ vor Helmut Walcha die deutsche Orgelszene geprägt hat, keine einzige direkte Tonaufnahme existiert, ist man verwundert über die zahlreichen Schallplattenaufnahmen Schweitzers¹⁵:

1928 in der Queen's Hall London für His Masters Voice (Werke von Bach und Mendelssohn).

1935 in All Hallows in London, Barking-by-the-Tower, für Columbia London (Werke von Bach).

1936 in Ste. Aurélie in Straßburg für Columbia London (Werke von Bach und Franck).

1951/52 in der Dorfkirche Günsbach für Columbia USA.

Bei dieser letzten Aufnahme war er 77 Jahre alt und spielte große Bachwerke, die Mendelssohn-Sonaten 4 und 6, die drei „Choräle“ von César Franck und die 6. Widor-Symphonie ein. Eine unglaubliche Leistung, wenn man bedenkt, dass er aus dem Urwald kam und dort nur abends nach anstrengendem Tag auf einem Klavier mit Orgelpedal üben konnte!

Dies alles wäre genug für ein Musikerleben. Aber Schweitzer vollbrachte dies neben seinen theologischen und philosophischen Schriften, neben seinen ausgearbeiteten Vorlesungen, Vorträgen, Programmerrläuterungen und Predigten, in die 10000e gehende Briefe und dem Auf- und Ausbau seines Spitals als Arzt, Baumeister und Leiter.

Wie sah es da mit seinem Orgelspiel aus?

Orgelspiel und der Geist, der da lebendig macht

Günther Ramin (1898–1956) und sein Schüler Walter Tappolet (1897–1991) besuchten 1928 ein Orgelkonzert Schweitzers in der Marktkirche in Halle/Saale. Tappolet verdanken wir folgenden authentischen Bericht mit dem Urteil zweier Fachleute:

„Wir waren ... beide gleicherweise von dem Spiel beeindruckt: sehr genau, sauber (wie seine Ausgabe der Orgelwerke von Bach bei Schirmer in New York) und gediegen, allerdings keineswegs hinreißend, dafür aber einnehmend durch große Objektivität aufgrund der Ehrfurcht vor der Bedeutsamkeit dieser Musik. Aber alles andere als das Spiel eines ‚Dilettanten‘, oder doch eines solchen, der seit Jahrzehnten den Schwerpunkt seines Einsatzes nicht mehr bei der Musik und beim Orgelspiel hatte.“¹⁶

Dazu passt ein Nachtrag zu einer Konzertkritik über Schweitzer vom 7. Juli 1932 in einer Heidelberger Zeitung nach seinem Konzert in Heiliggeist:

„Er reit die Menschen nicht fort, weit Gott, wohin man überall in gewissen Solistenkonzerten ‚gerissen‘ werden soll, – er erhebt sie ‚nur‘. Er verblüft auch nicht; mancher kommt da mit riesengroen Erwartungen hineingelaufen, – er soll ja der grte Orgelspieler der Welt sein. Und nun will er sie beten lernen [sic], statt ihnen ihre Sensation zu geben.“

Charakteristikum seines Spiels, das ihn wohl von fast allen Organisten sowohl seiner als auch unserer Zeit unterscheidet und seinem Spiel etwas Weihevoll-Überirdisches, zunächst schwer Zugängliches gibt, ist, dass seine Interpretation immer Meditation ist, ein Sich-Versenken in eine Welt der Verklärung, der Erhabenheit und des inneren Friedens, jede ungebändigte Leidenschaftlichkeit und Unruhe hinter sich lassend. Orgel-

spielen heißt für Schweitzer, „einen mit dem Schauen der Ewigkeit erfüllten Willen manifestieren“, wie es sein Lehrer und Freund Widor ausdrückte¹⁷.

Die geistige Haltung, die Schweitzer (und nicht minder auch Widor) vom Organisten verlangt, ist eine Herausforderung an den Geist unserer Zeit.

„Wenn so viele Organisten sich im Zeitmaß vergreifen und das Hasten und die Unruhe nicht aus ihrem Spiel bannen können, liegt die Schuld nicht so sehr an mangelnder künstlerischer Einsicht, sondern daran, dass sie es nicht zur tiefen inneren Sammlung gebracht haben und in der Welt der Erhabenheit, der die Fugen und Präludien angehören, Fremdlinge geblieben sind.“¹⁸

Hart geht er mit dem Virtuosen ins Gericht, der für Widor „nur der Wildling eines Organisten“¹⁹ ist:

„Die Virtuosen eitelkeit und das Bestreben, sich selber bemerkbar zu machen, mit seiner ‚Auffassung‘ zur Geltung zu gelangen und etwas neben Bach zu sein, müssen von ihm [dem Interpreten] wie eitler Tand abfallen. Erst wenn er vor sich selber klein wird und eine Läuterung seines Künstlertums erfährt, wird er fähig das Große, was er als Vermittler zwischen Bach und den Menschen unserer Tage aussprechen darf, selber erst zu erfassen.“ Derjenige, der das Instrument zum Erklingen bringt, müsse „es mit heiliger Gesinnung tun und etwas von der Demut und der Weihe eines Propheten an sich tragen.“ Sonst habe er, auch wenn sein Spiel noch so vollendet sei, „nur sich selber und die anderen betrogen, als hätte er Bach gespielt.“²⁰

Schweitzer stand „denkbar hoch über allem Virtuosen-Egozentrischen“, wie es in einer Zeitungsrezension anlässlich eines Konzertes in der Tübinger Stiftskirche am 3. Februar 1929 heißt.

Er erlag nicht der Verlockung, die oft oberflächlichen Erwartungen der sensationslüsternen Menge zu erfüllen, um sich bestaunen zu lassen. Im tiefsten Sinn des Wortes war dadurch gerade Schweitzer aber doch ein „Virtuose“ (vom lat. virtus = Tugend), der die Tugend besaß, den äußerlichen Versuchungen nach effektvoll gekräuselter Oberfläche zu widerstehen.

Ganz besonders im positiven Sinn des Wortes war aber gerade er auch ein Dilettant (vom ital. dilettare = erfreuen, ergötzen), der in seiner Musik Befriedigung, Sammlung, Stärkung und

Freude fand und diese vermitteln wollte, während „vermarktete“ Spitzenvirtuosen vielleicht manchmal nur noch in der Anerkennung ihrer immer höher geschraubten (meist maschinell perfektionierten) Leistung eine Art von Entschädigung finden. Sie haben die Stücke in der Tasche, nicht im Herzen, wie Arthur Rubinstein einmal sagte.

Das Problem ist, dass der Unterschied zwischen Kunst und Artistik immer undeutlicher wahrgenommen wird, sowohl beim Publikum als auch bei den Kritikern, ja selbst den Interpreten. Schnell = gut, schneller = besser – wie im Sport. Dazu kommt noch der größte Irrtum, „schnell“ mit „kraft- und spannungsvoll“ zu verwechseln. In der Musik ist es wie in der Physik: Spannung entsteht nur durch Kraft und Gegenkraft. Fehlt die Gegenkraft, dieser „gefühlte“ Widerstand, der innerlich selbst im schnellsten Tempo noch überwunden werden muss und „Gefasstheit“ bewirkt, so wird das Musizieren völlig eindimensional wie ein Vektor, der nur eine Richtung kennt: nach vorne. Dabei sollte die Musik doch mehrdimensionale Räume eröffnen, die in den seltenen Sternstunden schließlich an Transzendenz rühren.

Forkels vielzitiertes Satz zur Rechtfertigung immer schnellerer Tempi „Bei der Ausführung seiner eigenen Stücke nahm er [Bach] das Tempo gewöhnlich sehr lebhaft.“²⁰ wird fehlinterpretiert, dehnt man ihn auf alle Werke aus. Ausdrücklich bezieht Forkel ihn nur auf die Klavierwerke und fordert im überlieferten Geiste Bachs einen unterschiedlichen

„Styl und Behandlungsart beyder Instrumente“: „Der große Ton der Orgel ist seiner Natur nach nicht dazu geeignet, in geschwinden Sätzen gebraucht zu werden; er erfordert Zeit, in dem weiten und freyen Raum einer Kirche verhalten zu können. Läßt man ihm diese Zeit nicht, so verwirren sich die Töne, und das Orgelspiel wird undeutlich und unverständlich. (...) höchstens kann beym Gebrauch einzelner Register, etwa in einem Trio etc. eine Ausnahme von dieser Regel gemacht werden.“²²

Nicht nur die Orgel spielt, sondern der Raum gehört zum Instrument!

Schweitzer kann sich getrost auf den ersten Bach-Biographen Joh. Nikolaus Forkel (1749–1818) berufen, der noch direkte Informationen durch die Bach-Söhne C. Ph. Emanuel und

Wilhelm Friedemann hatte: Bachs Orgelwerke seien „voll von Andacht, Feyerlichkeit und Würde“, im Gegensatz zu den Klavierwerken sollen sie „groß und feyerlich“ klingen.²³

Bei aller historischen Kenntnis, die er hatte, wollte Schweitzer weg vom Historischen und hin zum Ästhetischen, sowohl als Orgelspieler wie Orgelfachmann – ganz im Gegensatz zu einer historischen Strömung unserer Zeit. Nicht zurück zur Orgel der Bachzeit wollte er, sondern von da aus weiter zu einem Ideal ästhetischer Vollkommenheit. So schreibt er: „Es ist an der Zeit, dass die Ästhetik an die Stelle der Geschichte trete und das Wesen der Bachschen Kunst in seiner ganzen Tiefe und seiner reichen Mannigfaltigkeit zu erfassen suche.“²⁴

Sicher ist Schweitzers Interpretation im Konkreten heute überholt. Doch es bleibt auch für uns seine oberste Maxime: „Erste und letzte Forderung bleiben Klarheit und Plastik. Kein Detail soll verwischt werden, nichts darf zu Boden fallen. Wird der Hörer in Stand gesetzt, alle Noten wirklich aufzunehmen, so hat er den Eindruck des richtigen Zeitmaßes.“²⁵

Sich diesem aufrechten und zugleich demütigen Geist innerlicher Wahrhaftigkeit zu stellen, ist das eigentliche Problem für den heutigen Orgelvirtuosen, wenn er mit dem Organisten Albert Schweitzer konfrontiert wird, sogar (oder gerade!), wenn er eine hundertmal bessere Technik als Schweitzer hätte. Technik ist heute eine in hohem Maße gegebene *conditio sine qua non*, die leider allzu oft über künstlerische Unzulänglichkeiten hinwegtäuscht. Die Technik allein macht's nicht, wie umgekehrt der Geist, der da lebendig macht, sich nur unvollkommen verwirklichen kann, kann er sich keiner soliden Technik bedienen. Ob aber jemand seine Technik der musikalischen Idee unterordnet und sie ganz in den Dienst der inneren Aussage stellt (Demut!) oder nur eine atemberaubende Akrobatennummer seiner Finger und Füße zum besten gibt, sich dazu der Musik nur als eines Vehikels bedienend, ist eine Frage der Persönlichkeit des Spielers. Hier ist Schweitzer im „Zeitalter der hirnlosen Tastenbeweger, der herzlosen Schnellspieler und der wichtigtuersischen Pseudohistoriker“²⁶ eine Herausforderung – hierin bleibt er unzeitgemäß aktuell.

Anmerkungen

- 1 A. Schweitzer, „Aus meinem Leben und Denken“ in Gesammelte Werke Bd. 1, Berlin und Zürich 1974, S. 228.
- 2 Werner Picht, „Albert Schweitzer – Wesen und Bedeutung“, Hamburg 1960, S. 197.
- 3 Seine Tochter Emma, Frau von Schweitzers jüngerem Bruder Paul, spielte mir mit über neunzig Jahren auswendig aus Bachs Matthäuspassion vor, die sie als junges Mädchen unter Leitung ihres Vaters in Straßburg mitgesungen hatte. Sie wohnte in Günsbach gegenüber dem Schweitzer-Haus in der Villa „Maison Haute“.
- 4 A. Schweitzer, „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“, sonst wie Anm. 1, S. 285.
- 5 Ich selbst spielte dort auf Liszts Flügel und war mit Wolfgang Wagners erster Frau Ellen befreundet.
- 6 Brief an Jakob Helmann vom Juli 1955, A. Schweitzer, „Briefe und Erinnerungen an Musiker“, Bern 1989, S. 158.
- 7 Ich nahm an einem Meisterkurs bei ihm teil und er besuchte mich mehrfach privat.
- 8 Harald Schützeichel edierte dankenswerter Weise die deutschen Vorworte zu „Sämtliche Orgelwerke“ dieser acht Bände im Verlag Georg Olms, Hildesheim – Zürich – New York 1995, 271 S., ISBN 3-487-09710-9
- 9 Ich wohnte und arbeitete bei ihm in Zürich.
- 10 Schweitzer vertritt die Ansicht, dass alle Verzierungen exakt ausgezählt werden müssten.
- 11 Wie 5, S. 286.
- 12 Wie 1, S. 32.
- 13 Der König: „Ist Orgelspielen schwer?“ Schweitzer: „Eure Majestät, mindestens so schwer wie Spanien zu regieren.“
- 14 Angeregt durch Schweitzer, veranstaltete ich seit 1977 in jährlicher Folge 36 Bach-Todestagskonzerte in St. Martin Kelsterbach.
- 15 Zwischen 1982 und 1992 ordnete ich den musikalischen Nachlass in Schweitzers Haus in Günsbach, u.a. auch die Schallplatten.
- 16 Zitiert bei Rainer Noll, „Das missverständene Orgelideal A. Schweitzers“ in „A. Schweitzer heute – Beiträge zur A.-Schweitzer-Forschung“ Bd. 1, Tübingen 1990, S. 347 f.
- 17 A. Schweitzer, „Deutsche und französische Orgelbaukunst und Orgelkunst“, Leipzig 1906, S. 38.
- 18 Albert Schweitzer – „Vorworte zu den ‚Sämtlichen Orgelwerken‘ J. S. Bachs“, Hildesheim, 1995, S. [6]
- 19 Wie 17, S. 16.
- 20 Wie 18, S. [27].
- 21 Joh. Nikolaus Forkel, „Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke“, Leipzig, 1802, S. 40.
- 22 A.a.O., S. 42.
- 23 A.a.O., S. 41.
- 24 A. Schweitzer, „J. S. Bach“, Wiesbaden 1960, S. 230.
- 25 Wie 18, S. [5].
- 26 Hermann J. Busch in der Besprechung der Einspielung der Bachschen „Orgelmesse“ durch Armin Schoof. in *Ars Organi*, Heft 56, Juni 78, S. 375.



Konstanze Schiedeck

Maria Jacoba Lagendijk (1907-1990) - 51 Jahre Mitarbeiterin im Spital

*„Du weißt, dass ich dich von Herzen lieb habe.
Du gehörst zu meinem Spital“.*

Schweitzer an Maria 2.10.1951

Anlässlich des 150-jährigen Geburtstagsjubiläums von Albert Schweitzer scheint es mir angebracht, die Mitarbeiterin in Lambarene vorzustellen, die am längsten in seinem Spital tätig war: Maria Jacoba Lagendijk.

Gut ein halbes Jahrhundert brachte sie dort ihre Arbeitskraft ein, eingerechnet Erholungsurlaube im Heimatland. Als sie 1990 starb, war sie in Lambarene die letzte Krankenschwester, die Albert Schweitzer noch erlebt hatte. Während die meisten jungen Frauen in der Regel sich für zwei oder vier Jahre verpflichten ließen, zog es sie immer wieder an den Ort zurück, den sie, 31-jährig, das erste Mal betreten hatte.

Offensichtlich machte sie eine Erfahrung, die Pascal Mercier im Nachtzug nach Lissabon so beschreibt:

„Wir lassen etwas zurück, wenn wir einen Ort verlassen, wir bleiben dort, auch wenn wir weggehen. Und es gibt Dinge in uns, die wir nur wiederfinden können, wenn wir dorthin zurückkehren“.

Maria Lagendijks Familie

Maria Jacoba Lagendijk wird am 4. Juni 1907 in Rotterdam geboren. Sie ist die Tochter des Klaas Lagendijk und seiner Ehefrau Maria Klasina, geborene van der Sijs. Der Beruf des Vaters wird mit „Scheepstekenaar“ angegeben, ein Wort, das sich nicht eindeutig übersetzen lässt, aber mit der Marine zu tun hat. Maria Jacoba erhält bei der Taufe die Vornamen ihrer Großmutter mütterlicherseits.

In der Großfamilie Lagendijk ist die Namensgebung Jacoba Maria zu jener Zeit mehrfach anzutreffen. Hergeleitet aus dem

Hebräisches bedeutet Jacoba wie Jakob: „Gott möge [dich] schützen“ und Maria ist mit „Seherin“, „Herrin“ zu übersetzen. Maria ist das zweite Kind ihrer Eltern, die am 5.4.1904 geheiratet haben und insgesamt fünf Kinder bekommen. Der Vater ist bei der Hochzeit 29 Jahre alt, die Mutter 22. Der dritte Sohn Nicolaas Wilhelm stirbt 1919, ein Jahr nach seiner Geburt, sodass Maria mit drei Brüdern aufwächst.

Berufswunsch und Ausbildung

Im Alter von 19 Jahren liest sie Schweitzers Buch: *„Zwischen Wasser und Urwald“*, das inzwischen ins Niederländische übersetzt worden ist.¹

Die Lektüre macht auf sie einen großen, nachhaltigen Eindruck und bewirkt ihre Entscheidung, Krankenschwester zu werden. Die Ausbildung hierzu nimmt sie in Rotterdam wahr. Nach bestandenen Examen geht sie nach London, um sich dort zur Hebamme weiter auszubilden. Ihre Beweggründe kennen wir nicht. Ist es ihr Ehrgeiz, der sie antreibt, oder die bei der ersten Ausbildung entdeckte Liebe zu Kindern oder möchte sie erfahren, welche Gefühle ein Auslandsaufenthalt ohne Familie bei ihr auslösen wird? Leider hat sie sich hierzu nie geäußert.

Im August 1938 wird sie bei Frau Emmy Martin in Günsbach vorstellig, die die Krankenschwestern zu beurteilen hat, ob sie sich für einen Lambarene-Einsatz eignen.²

Frau Martin schickt eine Empfehlung nach Gabun und merkt an: Maria habe ihre Eltern, sie muss für niemanden sorgen, das ärztliche Zeugnis sei gut, sie könne selbstständig eine Entbindung leiten, alle Erkundungen brachten nichts Negatives. Ihre Schlussbemerkung: *„Eindruck sehr lieb und fein“*.³

Wie immer beauftragt Schweitzer zusätzlich einen in Paris lebenden Grafologen zur Beurteilung ihres Charakters. Schweitzer will unreife Frauen davor bewahren, Aufgaben anzutreten, denen sie nicht gewachsen sind. Ein Vierteljahr wartet Maria auf Antwort, dann bekommt sie die Zusage. Am 4.11.1938 schreibt Schweitzer ihr einen Willkommensgruß:

„Liebe Maria Lagendyck [sic!].

Wir freuen uns alle auf dein Kommen. Diese Zeilen sollen dir einen herzlichen Gruß von uns allen bei der Landung überbringen. Ich danke dir von Herzen, dass du kommst, uns zu helfen. Wir haben Hilfe sehr notwendig. Hoffentlich seid ihr gut gereist.

*Herzlichst dein dankbar ergebener Albert Schweitzer“.*⁴

Noch ist Schweitzer mit der neuen Mitarbeiterin nicht vertraut, er schreibt ihren Nachnamen nicht richtig und gibt sich in der Unterschrift sehr höflich, distanziert, wie es zu jener Zeit üblich war. Im Brief vom 17.7.1950 benutzt er nochmals „ergebener“. Doch das sollte sich ändern. Es ist jedoch beachtenswert, dass die Erwartete so freundlich begrüßt wird.

Wie die Eltern Marias Entscheidung, in den Urwald zu gehen, aufgenommen haben, darüber ist nichts bekannt. Sicherlich wird es für sie nicht leicht gewesen sein, ihre einzige Tochter fern ab der Heimat zu wissen. Unbekannt bleibt auch, inwieweit sich Maria in Europa außer den beruflichen Qualifikationen auf ihre Aufgaben und die Umstände in Lambarene hat vorbereiten können.

Marias Eintreffen in Lambarene

Am Tage der Reichspogromnacht im Deutschen Reich, 1.9.1938, trifft Maria in Lambarene ein. Eine Glocke läutet zum Empfang, am Ufer stehen weiße und schwarze Mitarbeitende, die sie in verschiedenen Sprachen freundlich begrüßen. Sie ist überwältigt; denn endlich ist sie am Ziel ihrer Wünsche angelangt. Sie wird diesen Tag nicht vergessen; denn jeder Beginn eines Berufsansatzes ist immer etwas, was sich ins Gedächtnis einprägt und seine Bedeutung auch für zukünftige Zeiten behält. Offensichtlich hat aber Maria mit so einem großen Empfang bei ihrer Ankunft nicht gerechnet. Gemäß dem Bibelwort: *„Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“* (Mt.25,40) war sie aufgebrochen, und so wollte sie ihre Arbeit in Lambarene verstehen.

Die ersten Tage dienen der Eingewöhnung, der Orientierung. Die Neuankömmlinge werden in Lambarene nie gleich als

Krankenschwester eingesetzt. Zunächst müssen sie sich mit anderen Arbeiten im Spital vertraut machen oder dort einspringen, wo gerade „Not am Mann“ ist. Das hat manche Mitarbeiterin enttäuscht und auch nicht erwartet, dachte sie, doch gleich im pflegerischen Bereich eingesetzt zu werden. Doch der Körper muss sich ans Klima gewöhnen, und der Umgang mit den Schwarzen ist auch gewöhnungsbedürftig. Hierzu vorab einige Beispiele, die das verdeutlichen können: Fragt man einen Patienten, wie es ihm gehe, erwidert er „ein bißchen, ein bißchen“. Nie sagt er: „Es geht mir gut“. Das könnte ja die bösen Geister verärgern. Sie würden sich rächen. Das Wort „wu“ bedeutet bei den Fang „tot“, es wird gebraucht, wenn der Kranke nicht mehr spricht. Ist er jedoch gestorben, so heißt es „Amanna wu“, Das besagt, nun gibt es kein Leben mehr, der Mensch ist tot.⁵

Der Aberglaube spielt eine nicht geringe Rolle, über den man Bescheid wissen muss. Die Großmütter wachen darüber, dass alte Traditionen nicht verloren gehen. So darf man einem Kind kein Ei geben, sonst würde es später zu Diebstahl neigen. Fleisch ist zunächst den Männern oder Erwachsenen vorbehalten, ebenso wie Fisch.⁶

Doch Maria muss noch viel mehr lernen, wie z.B., dass Schwangere keinen Wels und kein Zuckerrohr essen dürfen, sonst erstickt das Kind im Bauch der Mutter. Aber auch der Ehemann hat einiges zu beachten: Er darf nicht auf die Jagd gehen und keinen Toten anschauen oder gar berühren, das könnte das Leben seines Kindes gefährden.

Nach der Geburt ist die Plazenta (der Mutterkuchen) am Fuße einer Bananenstaude einzugraben. Die ersten geernteten Bananen sind für das Kind bestimmt. Es muss seine Nabelschnur als Amulett um seine Taille tragen, um es vor bösen Geistern zu schützen.

Dieses und manches andere steht bei einer Krankenschwester in Europa natürlich nicht auf dem Lehrplan.

Für Maria ist es notwendig, die schwarzen Mütter und ihr Denken kennenzulernen. Da viele Frauen aus Dörfern kommen, in denen es weder eine Uhr noch einen Kalender gibt, haben ihnen frühere Krankenschwestern aufgetragen, bei jedem Vollmond ohne Menstruation einen Stein in eine Schachtel zu legen und

diese bei der nächsten Untersuchung mitzubringen. Auf diese Weise lässt sich die Geburt relativ zeitnah ermitteln.

Es kann aber auch vorkommen, dass Frauen, werden sie gefragt, seid wann sie schwanger sind, antworten: seit gestern. Da es keine Tests, geschweige so wie heute Ultraschall gibt, muss die Hebamme viel Gespür und Erfahrung mitbringen, um eine bestehende Schwangerschaft richtig bestimmen zu können.

Zum Aufgabenbereich der Hebamme gehört auch die Vermittlung von Hygienemaßnahmen und die Säuglingspflege, sowie vorgeburtliche Beratungen. Dieses Vorwissen konnte Maria nicht haben, und so wird sie in diesem Arbeitsfeld in ihrer ersten Zeit kaum eingesetzt worden sein. Als examinierte Krankenschwester konnte sie aber den Ärzten assistieren; denn sie beherrschte neben medizinischen Fachausdrücken und Niederländisch die Sprachen Englisch, Französisch und etwas Deutsch. Das war eine gute Voraussetzung, den Ärzten zur Seite zu stehen und ihre Anweisungen für Frischoperierte ausführen zu können.

Die ersten Jahre in Lambarene

Marias Lernbereitschaft ist ebenso wie ihre Anpassungsfähigkeit beachtenswert. Relativ schnell überwindet sie die ersten Schwierigkeiten in einer ihr fremden Umgebung und in einem für Europäer belastenden Klima. Eigentlich hätte sie nach zweijähriger Tätigkeit zur Erholung in ihre Heimat zurückkehren dürfen, aber der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhindert eine Rückkehr.

In Lambarene beobachtet man die Entwicklung des deutschen Angriffskrieges mit Sorge. Doch wird man kaum genau darüber informiert sein, was in Europa geschieht, dass z. B. am 14. Mai 1940 deutsche Truppen Bomben über die Innenstadt von Rotterdam abwerfen und dabei etwa 800 Menschen sterben und an die 80.000 obdachlos werden. Das wird sie erst später erfahren. Aber das Kriegsgeschehen als solches lässt Maria mit Ängsten an ihre Liebsten in Holland denken. Was sie nicht ahnt, diese können in das knapp 40 km entfernte Oudewater fliehen, dem Ort, aus dem die Familie ihrer Mutter stammt.

Auch Lambarene wird Kriegsschauplatz, denn der Hafen von Libreville und die Flusswege des Ogowe sind von strategischer Bedeutung. Im November 1940 kommt es zu Gefechten zwischen der Vichy-Regierung und Einheiten der FFL (Forces Françaises Libres) im vier Kilometer entfernten Ort Lambarene. Als die Vichy-Truppen kapitulieren, gehört Gabun zum Freien Frankreich de Gaulles. Damit ist das Spital ohne Verbindung zu Frankreich oder Deutschland, und das bedeutet für Schweitzer und seine Arbeit eine Katastrophe.

Aufgrund von fehlendem Operationsmaterial, Nahrungsmittelknappheit und Geldmangel sieht er sich gezwungen, einheimische Krankenpfleger zu entlassen und europäische Krankenschwestern in andere Spitäler zu vermitteln. Nur Gertrude Nötzli, Lydia Müller, Emma Haussknecht und Maria Lagendijk verbleiben bei ihm, ebenso die Ärzte Ladislas Goldschmidt und Anna Wildikann, beides jüdische Ärzte, die Schweitzer so vor ihrer Vernichtung rettet.⁷ Als Frau Helene am 2. August 1941 in Lambarene eintrifft, findet sie das Krankenhaus sehr verändert vor. Es wirkt auf sie wie ausgestorben.

Doch nach wie vor bemüht sich ihr Ehemann, den Krankenhausbetrieb, so gut wie es geht, aufrechtzuerhalten. In der Regenzeit 1943 ist das Arbeiten wegen zu großer Hitze für alle besonders schwer zu ertragen. Maria ist nun fast fünf Jahre in Lambarene und total erschöpft. Sie benötigt dringend Luftveränderung. Frau Schweitzer, die zunächst eine kleine Operation im Regierungskrankenhaus in Brazzaville vornehmen lassen muss, begleitet Maria zur Lagune von Fernand-Vaz (Gabun). Während sie dort die Ruhe und Meeresbrise genießt, kann sich Maria nicht richtig erholen; denn sie ist zu ausgepowert. Die Eintönigkeit des Arbeitsablaufs, der Mangel an Erlebnissen und Abwechslung, fehlende Gespräche mit neuen Mitarbeitenden, die Sorge um ihre Familienangehörigen, dies alles trägt dazu bei, dass ihre Widerstandskräfte weiter abnehmen, so dass sie im August 1944 ein amerikanisches Missionskrankenhaus in Kamerun aufsuchen muss. Dort bleibt sie bis Kriegsende.⁸

Die Kriegszeit wird für Maria als eine sehr schmerzliche und eindrückliche erlebt. Von Dr. Ary van Wijnen anlässlich ihres 45-jährigen Dienstjubiläums nach ihren Erlebnissen befragt, erinnert sie sich und erzählt, sie sei ein Jahr lang für die beiden Ärzte Schweitzer und Goldschmidt die einzige

Krankenschwester im Spital gewesen. Emma Haussknecht war in der Verwaltung und mit den Arbeitern beschäftigt, Mathilde Kottmann verbrachte die gesamte Kriegszeit im Elsass und konnte sie nicht entlasten.

Tagesablauf im Spital

Das Leben im Spital hat eine klösterliche Struktur. Die Tage laufen immer nach dem gleichen Rhythmus ab. Von Montag bis Samstag wird gearbeitet: Um 6:00 Uhr heißt es bei Sonnenaufgang aufstehen, 6:30 Uhr bis 7:30 Uhr eine Stunde Frühdienst: Arbeitseinteilung, Besuch der Kranken, danach gibt es von 7:30 Uhr bis 8:00 Uhr Frühstück, ab 8:00 Uhr bis 12:00 Uhr ist Arbeitszeit, anschließend Mittagessen und Mittagsruhe bis 14:00 Uhr. Von 14 bis 18:00 Uhr bis zum Sonnenuntergang wird wieder gearbeitet. Das gemeinsame Abendessen des weißen Pflegepersonals findet um 19:00 Uhr statt. Jeden zweiten Sonntag gibt es frei. Als einzige Abwechslung wird von Zeit zu Zeit ein Ausflug mit dem Schiff zum Zilé-See angeboten. Alleingänge wie Spaziergänge in den Busch und das Baden im Ogowe sind verboten. Das wird jedem Neuankömmling eingeschärft.

Wenn in der Nacht Kranke gebracht werden, die dringend eine Operation benötigen, so muss die OP-Schwester bereitstehen. In der Vorkriegszeit war abends geselliges Zusammensein angesagt. Es wurde musiziert oder gebastelt, gehandarbeitet, Bücher gelesen, Briefe geschrieben oder Päckchen ausgepackt, die tagsüber eingetroffen waren. Das alles ist in den Kriegsjahren nicht möglich. Post trifft so gut wie nie ein, Nachrichten erreichen Lambarene nur selten, der Kontakt zur Außenwelt ist wie abgeschnitten. Kein Wunder, dass sich bei der noch jungen, erlebnisoffenen Maria 1944 Vereinsamung und Überarbeitung bemerkbar machen.

Die Beendigung des Zweiten Weltkrieges stellt eine Zäsur dar und wäre für die Krankenschwester eine Möglichkeit gewesen, sich beruflich ganz neu zu orientieren. Aber eine Frau wie Maria denkt nicht daran. Ihre Hartnäckigkeit und ihr Durchhaltevermögen lassen ein Aufgeben gar nicht zu, sie entsprechen nicht ihrem Charakter. Nach einer Erholungszeit in ihrem Heimatland und dem Wiedersehen mit der Familie

steht es für sie fest, wieder nach Lambarene zurückzukehren. Die Notjahre mit Schweitzer, sein vorbildlicher Umgang mit Patienten, die Art und Weise, die Ehrfurcht vor dem Leben zu leben, haben zusammenschweißst und lassen sie erkennen, dass ihr eingeschlagener Weg der richtige ist.

Marias Arbeitsgebiete

Hochmotiviert und mit frischer Kraft nimmt Maria Ende der 40er Jahre wieder ihre Arbeit in Lambarene auf.

Das Spital ist von neuem Leben erfüllt. Weitere Unterkünfte für die Patienten und ihre Angehörigen sind entstanden, und es stehen wieder neue Krankenschwestern und einheimische Pfleger zur Verfügung. Behandelt werden müssen Tropengeschwüre, wie Elephantiasis, Krätze, Verbrennungen, Verletzungen jeder Art, Wurmerkrankungen und Vieles andere mehr. Wenn Maria zur Medikamentenverteilung eingeteilt ist, dann erlebt sie folgendes Bild: Morgens und am späten Nachmittag drängeln sich die Patienten vor der „*Grande Pharmacie*“, in der Hand halten sie eine Schale mit Wasser. Die Tabletten muss Maria den Kranken in den Mund legen und beobachten, dass die Patienten danach sie mit Wasser herunterschlucken. Was nach Bevormundung aussieht, ist notwendig. Allzu oft hat man erlebt, dass Tabletten einfach weggeworfen oder gar auf dem Markt verkauft wurden.

Der Kontakt mit den Einheimischen erfordert Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen, obwohl anspruchsvoll, benötigt er aber weniger Konzentration als das Assistieren im Operationssaal. Auch die Nachbetreuung der Frischoperierten ist verantwortungsvoll und aufwendig. Puls, Blutdruck, Atmung und die Reaktionen sind zu überwachen. Geschieht dies nicht, kann es passieren, dass Verbände von den Patienten geöffnet werden, um nachzusehen, was der Doktor mit ihnen gemacht hat. Schon oft ist beobachtet worden, dass frische Wunden betastet wurden. Immer wieder kommt es auch vor, dass Patienten, noch nicht geheilt, das Spital heimlich verlassen und dabei Gegenstände wie das Moskitonetz mitgehen lassen.

Neben der Vergabe der Medizin wird Maria auch zeitweilig zur Verteilung der Lebensmittel eingeteilt. Jeder Kranke hat

bei seiner Ankunft ein Stück Karton bekommen, auf dem sein Name, seine Herkunft, die Krankheit und seine Spitalnummer verzeichnet ist. Kommt er von weit her und kann nicht durch die eigene Familie ernährt werden, so steht noch ein großes „R“ für Ration auf dem Karton. Damit Patienten sich nicht mehrmals zur Nahrungsmittelabholung anstellen, wird die Essensausgabe in einem Heft festgehalten.

Es werden Kochbananen, Maniok, wenn dieser fehlt, Reis und Palmöl verteilt. Frisches Obst gibt es auf dem Spitalgelände.

Betreuung der Weißen

Schweitzers Aufenthalt in Amerika (1948), der Empfang des Friedensnobelpreises (1954), seine Appelle gegen Atomtests (zuletzt 1958) machen ihn zu einem Mythos. Immer mehr Besucher kommen, um den Doktor persönlich kennenzulernen und sich ein Bild von Lambarene zu machen. Die Gäste, unter ihnen auch Weltenbummler, müssen auch beköstigt werden. Der lange Tisch im Speisesaal, an dem bis zu 50 Personen sitzen können, reicht oft nicht aus, sodass die zuletzt gekommenen Angestellten am Katzentisch Platz nehmen müssen.⁹ Maria sitzt wie immer dem Doktor gegenüber. Zu den Besuchern zählen auch Menschen, die im Umfeld von Lambarene in einem Arbeitsverhältnis stehen, wie Geschäftsleute aus dem Ausland, Missionare, Verwaltungsangestellte sowie Forstleute. Sie alle benötigen zuweilen ärztliche Hilfe und kommen ins Schweitzer-Spital, denn in weitem Umkreis gibt es kein anderes Krankenhaus.¹⁰ Maria, die seit 20 Jahren im Spital arbeitet, kennt sich inzwischen gut aus, genießt Respekt bei den Mitarbeitenden, sodass sie mit der Betreuung weißer Kranker betraut wird. Durch ihre Sprachkenntnisse - immerhin vier europäische Sprachen beherrscht sie - kann sie gut mit den ausländischen Kranken umgehen, die unter Umständen schwierige und anspruchsvolle Patienten sind. Ihrem Unmut versteht Maria Liebenswürdigkeit, Arbeitseifer und Humor entgegenzusetzen.

Bis zu ihrer Pensionierung ist sie im Haus D für europäische Privatpatienten zuständig, für die Schweitzer ein großes Haus im Spitaldorf gebaut hatte. Zwar sind Maria zwei Mitarbeiter wie Ntoutoume und Marcelin zur Seite gestellt, aber letztlich trägt sie die Verantwortung. Es kann vorkommen, dass sie noch abends

in die Küche läuft, um Speisen zu holen, die nicht wunschgemäß gebracht wurden. Immer wieder kommt es zu Missverständnissen zwischen den weißen Kranken und den schwarzen Helfern. Hierzu zwei veranschaulichende Beispiele, die Frau Lehmann uns mitgeteilt hat.¹¹

Ein Holzhändler bittet seinen Boy, ihm am nächsten Morgen Sardinien zum Kaffee zu bringen. Der Kaffee kommt, die Sardinien werden vermisst. Der Mann regt sich auf, schenkt sich Kaffee ein und plötzlich sieht er eine Sardine. Er stellt den Boy zur Rede, doch der antwortet ruhig: „*Du wolltest Sardinien mit dem Kaffee!*“

Die zweite Begebenheit: Ein anderer Boy erhält den Auftrag, sechs Eier zu kochen. „*Es dauert zehn Minuten, bis ein Ei hart wird*“, wird ihm gesagt. „*Weil es sechs Eier waren. sagte sich der Junge, der rechnen konnte, dass sie 6 mal 10 Minuten kochen müssen. Die Eier waren wirklich hart!*“¹²

Man kann sich vorstellen, dass die Verständigungsschwierigkeiten häufig dazu geführt haben, dass Maria etwas mit Charme und Pflichtbewusstsein „ausbügeln“ musste.

Eine Reiseerfahrung

Stellvertretend für Marias Reisen nach Lambarene möchte ich einen Bericht von ihr auszugsweise vom 22. Oktober 1962 heranziehen. Maria berichtet in diesem über ihre Rückkehr nach Lambarene am 25. August. Sie selbst kann es kaum fassen, was in wenigen Tagen alles geschehen kann. Eine Woche vor ihrer Abreise besuchen sie Tony van Leer und Albertine van Beek Vollenhoven, um Geschenke für afrikanische Gehilfen abzuliefern. Freitagnachmittag, am 24. August holt ihr Bruder aus Voorburg sie und ihre Mutter aus Oudewater ab, um sie zum Flughafen nach Schiphol zu bringen. Zwei ihrer Brüder machen gerade Urlaub in der Schweiz, daher gibt es nur einen kleinen Abschied, wie sie erwähnt. Um 18:30 Uhr fliegt die Maschine nach Paris ab. Der Anschlussflug ab Paris-Bourget landet um 5:30 Uhr in Douala, der Hafenstadt von Kamerun. Auf dem Flugschein entdeckt Maria, dick aufgedruckt, Gepäck bis Port-Gentil. Nur ganz klein darunter steht Lambarene. Die Reisende ist zutiefst erschrocken und unsicher, wo ihr Gepäck abgeladen wird. Als sie gegen 11:30 Uhr in Lambarene landet, wird sie

dort von Prof. Dr. Mai aus Münster in Empfang genommen. Dr. Schweitzer hatte darum gebeten. Der Arzt ist jedes Jahr einige Monate im Urwald-Spital, um den Doktor zu unterstützen. Vom Gepäck ist nicht mehr die Rede, wahrscheinlich war es doch mit nach Lambarene gekommen.

Ein Jeep bringt sie ab dem Flughafen etwa 2 km weiter durch den Urwald zum Ogowe. Ruderer, unter ihnen der ihr bekannte Emil, erwarten sie schon. Nach einer knappen Stunde erreichen sie Lambarene und werden mit Glockengeläute willkommen geheißen. Ihre Glücksgefühle drückt sie wie folgt aus: „*Welche Freude und Wonne alle wiederzusehen*“. Es kommt ihr wie im Traum vor: Freitagnachmittag noch mit der Mutter in Oudewater gewesen, nun gegen Mittag um 13:00 Uhr am Tisch von Albert Schweitzer.

Nachmittags wird sie vom Doktor herumgeführt. Die Anhöhe vor dem Operationsraum wurde während ihrer Abwesenheit abgetragen und ein Fundament für einen zweiten OP-Raum gelegt. Es wird immer an zwei Tischen operiert, lässt sie uns wissen, sonst würden sie es nicht schaffen. Anstatt bis 13 Uhr wird jetzt bis 16 Uhr operiert, „*abgesehen von dringenden Fällen*“, die nicht aufgeschoben werden können. Darunter zählt sie auf: Unfälle auf den Holzplantagen, z.B. wenn ein herabstürzender Baum einen Arbeiter getroffen hat oder Unfälle mit dem Traktor sowie Verwundungen mit dem Hackmesser oder eingeklemmte Brüche. Diese erfordern einen sofortigen chirurgischen Eingriff. –

Schweitzer zeigt ihr mehrere Neubauten, unter anderem eine neue Garage für einen zweiten Jeep. In der kann man unter dem Auto stehend Reparaturen vornehmen. Mittlerweile ist es 18:00 Uhr geworden, und der Pelikan verlangt ungeduldig neben Schweitzer hin und her laufend seine abendliche Fischraktion. Um 18:30 läutet Maria die Glocke. Es kommt ihr vor, als sei sie nie fortgewesen. „*Mit viel Begeisterung habe ich meine Arbeit von neuem aufgenommen*“, so äußert sich die 52-Jährige.¹³

Beisetzungen in Lambarene

Bis zu Schweitzers Tod 1965 reist Maria neunmal nach Lambarene und ist dort bei wirklich eindrücklichen Ereignissen dabei. Am 17. August 1956 erlebt sie die Beisetzung der Urne von Emma Haussknecht, die am 4. Juni in Straßburg gestorben war. Auch

bei der Urnenbeisetzung von Helene Schweitzer-Bresslau ist sie am 25. Januar 1958 anwesend. Schweitzers Frau war am 1.6.1957 in Zürich verschieden.

Den 90. Geburtstag von Schweitzer darf sie miterleben und berichtet darüber ausführlich in den niederländischen Nieuws uit Lambarene (Nachrichten von Lambarene), die sie jahrelang mit eigenen Beiträgen bereichert. Auch die Trauerfeierlichkeiten anlässlich des Todes von Schweitzer am 4. September 1965 prägen sich in ihr Gedächtnis. Wochenlang beobachtet sie die drei Monate andauernden Tänze der schwarzen Frauen, die so ihrer Trauer Ausdruck verleihen und ihre große Verehrung für Schweitzer bekunden.

Albert Schweitzers Verhältnis zu Maria Legendijk

In den Jahren der Zusammenarbeit während des Zweiten Weltkrieges haben Maria und Schweitzer ausreichend Zeit sich kennenzulernen. Beide sind aufeinander angewiesen. Die räumliche Nähe schafft Vertrautheit, aber auch die Möglichkeit, die Stärken und Schwächen des anderen kennenzulernen. Die tiefgläubige Maria fühlt sich in Schweitzers Nähe geborgen und geht ganz in ihrer Arbeit auf. Sie teilt seine Ansichten und akzeptiert sein patriarchalisches Verhalten. Vom Alter her hätte sie Schweitzers Tochter sein können. Marias Vater war wie Schweitzer Jahrgang 1875.

Im Sommer 1950 kauft sich die Musik liebende Maria in ihrer Heimat ein Harmonium, zweifelt jedoch, ob diese Geldausgabe gerechtfertigt sei. Sie berichtet Schweitzer davon, dieser bestärkt sie, sie habe richtig gehandelt. Sein Brief vom Juli 1950 enthält Hinweise, wie sie ihr Instrument zollfrei aufs Schiff mitnehmen kann. Ihre Rückreise ist für den 24. November vorgesehen. Zwei Tage vor diesem Datum schreibt er ihr und drückt seine Vorfreude und die aller Mitarbeitenden aus. Gespannt sei er aufs Harmonium. Marianne Stocker, erwähnt in den 60er Jahren Marias Spiel: „*Es tönt schrecklich falsch, aber Maria lässt sich nicht beirren*“.¹⁴ Maria war sich dessen durchaus bewusst, sie äußert sich dazu einmal, eine Taste klemme und deshalb nehme sie immer den nächsten Ton.

Ab 1951 beginnen Schweitzers Briefe immer mit: „Liebe Maria Martha“. Hinter dieser Anrede verbirgt sich ein großes Lob, das auf die Geschichte Maria und Martha im Neuen Testament zurückgeht (vgl. Lk. 10,38-42). Die bibelfeste Krankenschwester kennt die Erzählung, sie weiß, dass mit dieser Anrede sowohl ihr Hinhören als auch ihre Tüchtigkeit im Dienst anerkannt werden. Zwei Jahre später in einem Brief vom 30.5.1953 zum 46. Geburtstag schreibt der Doktor: „... *dass du für mich Maria Martha bist*“. Später wird er ihr einen weiteren Namen zuordnen, Cäcilia, als er erfährt, dass sie zu Hause auch gerne Orgel spielt: Cäcilia ist die Schutzpatronin der Kirchenmusik. Bei Tisch und überall dort, wo sich Gelegenheit dazu bietet, begleitet Maria den Gesang geistlicher Lieder mit Orgel- oder Klavierspiel.

1951 treten im Spital Spannungen zwischen Dr. Nägele und Dr. Percy auf. Schweitzer sieht in Maria eine Person, die vermitteln und Dr. Percy unterstützen kann. Für ihn ist es unerträglich, wenn im zwischenmenschlichen Bereich keine Harmonie herrscht. Er ermahnt sie in paulinischer Diktion: Sie solle nicht ihrem Temperament folgen, „*folge dem Geist der Friedfertigkeit und des Verstehens. Wäge jedes deiner Worte*“.¹⁵ Und er fügt hinzu, er selber habe ein Beispiel gegeben und „*Opfer gebracht*“.

In seinem Brief vom 2.10.1951 gibt sich Schweitzer wieder väterlich. Er berichtet, warum er erst später nach Lambarene zurückkommen kann, einer der Gründe sei eine Diät, die er benötigt. Aufmunternd fügt er hinzu: „*du hast wieder den rechten Rückhalt an mir. Fasse Mut*.“ Einige Zeilen später formuliert er: „*du weißt, dass ich dich von Herzen lieb habe. Du gehörst zu meinem Spital*.“ Den Satz Du gehörst zu meinem Spital können junge Frauen heute vielleicht missverstehen. Er ist aber alles andere als besitzergreifend im negativen Sinn zu interpretieren, vielmehr will er Marias Zugehörigkeit und Verbundenheit zu Schweitzers Einrichtung ausdrücken. Maria wird ihn so verstanden haben, wie Schweitzer ihn gemeint hat.

Im Brief vom 2.11.1951, in dem er vertrauensvoll über seine 13-tägige Reise nach Straßburg, London usw. berichtet, äußert er seine Sorge um sie und schreibt: „...*er denke manchmal an sie*.“

Auf seiner Reise nach Dänemark 1952 erlebt er zwei Überraschungen. Dies muss er Maria unbedingt mitteilen. Schweitzer sitzt in einem Schnellzug in Belgien, hat weder belgische noch niederländische Franc, er kann den Zuschlag nicht bezahlen. Ein Nachbar erkennt den berühmten Arzt und spendiert die Bahnkarte. Anschließend fragt er: „Ja, und was macht Maria Lagendijk? Ich bin Holländer und ich lese alles, was sie über das Spital schreibt.“¹⁶

Später in Dänemark in Korsør steigt eine Frau zu: Es ist Rösli Näf, sie war von 1937–1938 Köchin im Spital. Ihre Grüße soll er ausrichten. Diese beiden Nachrichten werden Maria besonders erfreut haben. Es bleibt zu fragen: Wusste Schweitzer von Marias schriftlichen Berichten in den Nieuws uit Lambarene, die sie auch nach seinem Tod fortführte?

Ihren 47. Geburtstag am 4.6.1954 verbringt Maria im Spital. Zu diesem bekommt sie von Schweitzer einen Gruß, den er vom Schiff aus schreibt, er ist auf dem Weg nach Europa. Zunächst erwähnt er, er habe alles Dringende erledigt, die Schimpansen seien gut in einem luftigen Hundekäfig untergebracht, am Tag dürfen sie zweimal den Käfig verlassen. Dann: „Ich bin so froh, dass du wieder im Betrieb bist“.¹⁷ Im März hatte ihm Maria aus Oudewater mitgeteilt, dass ihr Vater einen eingeklemmten Bruch hatte und operiert werden musste. Für sie gab es einiges zu regeln. Aber sie wollte sobald wie möglich nach Lambarene zurückkommen. Am 3.5. teilt sie Schweitzer mit, sie habe noch immer keinen Platz für einen Flug bekommen.

Am 9. Juni 1954 ist Maria wieder in Lambarene. Sie berichtet Schweitzer von einem Unfall und anderen traurigen Anlässen. Den Brief schließt sie mit folgenden Worten: „Ich wünsche Ihnen ein ruhigen Aufenthalt in Europa. Sie können Spital wegen schon ruhig sein. Mit herzlichen Grüßen Ihre Maria Martha.“ [Im Brief fehlen die Ü-Punkte!]

Ende Juli 1955 stirbt Marias Vater, der zuvor pflegebedürftig war. Emma Haussknecht kondoliert der Ehefrau. Maria jedoch bekommt von Schweitzer aus Günsbach Post. Er erfasst ihren Schmerz, auch den der Mutter, obgleich er selbst in großer Bedrängnis ist. Der Gedanke, dass er in Europa wieder viele Besuche bekommen wird, mache ihn schon im Voraus müde und

nervös, lässt er Maria wissen. „Mit lieben Gedanken, dein alter ASchweitzer“ [sic], so schließt der Brief vom 10.8.1955.

Am 1.6.1957 gratuliert Schweitzer aus Lambarene zu Marias 50. Geburtstag. Noch ahnt er nicht, dass an diesem Tag seine Frau Helene sterben wird. Nach der üblichen Anrede Liebe Maria Martha beginnt er: „Man behauptet, dass du 50 Jahre alt wirst, ich halte dafür, dass du 40 alt bist“... Dann berichtet er ziemlich sachlich, dass seine Frau immer schwächer geworden ist und nach Europa zur Tochter geflogen sei. Nichts drückt seine Besorgnis aus. Am Ende des Briefes erfährt er durchs Radio von dem Ableben seiner Frau. Diese Notiz steht am linken Rand ohne Kommentar; denn der Brief war eigentlich schon abgeschlossen.

Der Tod von Helene lässt einen auch schwächer werdenden Albert zurück. In einem Brief ohne Datum schreibt er: „Ich fange an, alt zu werden.“ Er freut sich, dass Maria in Holland eine gute Behandlung bekommen hat.

Schweitzer bezieht sich hier auf eine Tropenkrankheit, bei der sich in Marias Körper winzige Würmer verbreitet hatten, die ihr unerträgliche Kopfschmerzen verursachten, vor allem nachts. Wurmkrankheiten kamen bei den Schwarzen relativ häufig vor und wurden auch im Schweitzer-Spital erfolgreich behandelt. Wenn aber die weißen Angestellten in Lebensgefahr waren, schickte man sie zur Behandlung lieber nach Europa. Eine Reise in die Niederlande schien bei Maria angebracht zu sein. Dort fand man ein Heilmittel. Den genauen Zeitpunkt und in welcher Klinik sie geheilt wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.¹⁸

Zusammenfassend lässt sich sagen: Maria erlebt einen mitfühlenden, Rat gebenden, aufmunternden, mitteilungsfreudigen Arbeitgeber, der zuweilen väterlich, pastoral, aber vor allem einfühlsam und vertraut mit ihr umgeht.

1966: Rhenas 52. Geburtstag

27 Jahre lang war Schweitzer Dienstherr, Arbeitgeber, Ansprechpartner, Vorbild, väterlicher Freund für Maria. Diese Zeit hat Spuren hinterlassen. Maria fühlt sich Lambarene mehr als

verbunden, ja es ist ihr zur zweiten Heimat geworden. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass sie nach dem Tod des Grand Docteur einfach weitermacht unter der Leitung von Dr. Walter Munz und Schweitzers Tochter Rhena. Zunächst gibt es kaum Veränderungen, wie ein Bericht Marias in den Nachrichten aus Lambarene vom 1. Juli 1966 zeigt. Rhenas 52. Geburtstag am 14.1. wird in alter Tradition gefeiert. Um 7:00 Uhr singt der Chor der Leprakranken afrikanische Lieder und um 7:30 Uhr werden Schweitzers Lieblingslieder „*Harre, meine Seele*“ und „*Ach bleib mit deiner Gnade*“ vor ihrem Zimmer angestimmt. Erst dann darf Rhena vor die Tür treten, sich an den festlich gedeckten Tisch setzen und die verschiedenen Geschenke an ihrem Platz auspacken. Es ist ein Geburtstagsritual wie zu Lebzeiten des Grand Docteur. Nach dem Frühstück erfolgt seine Ehrung, er wäre 91 Jahre alt geworden.

Erwähnenswert findet Maria auch den Bau einer Schule, 50 km flussaufwärts für die Kinder der beschäftigten Arbeiter auf einer Plantage.

1968: Urlaub in Gabun und Ehrung Marias im Heimatland

Im Geist Albert Schweitzers versucht Maria ihre Arbeit zu verrichten und die im Spital ihr zugewiesenen Aufgaben auszuführen. Veränderungen fügt sie sich klaglos. Nach wie vor ist sie an der Fortführung und Entwicklung des Krankenhauses nicht nur interessiert, sondern auch beteiligt. Dazu gehört auch ihr Interesse, die im Land lebenden Pygmäen einmal kennenzulernen. Im Sommer 1954 hatte sich einmal eine Pygmäenfrau im Spital eingefunden. Niemand verstand ihre Sprache und keiner konnte sie dazu bewegen, sich zu bekleiden. Sie lebte von dem, was man ihr an Speisen zusteckte, ließ sich aber in keiner Weise dazu bewegen, in einer Hütte zu schlafen oder mit anderen Kontakt aufzunehmen.

Im Oktober 1968 benutzt Maria ihren Urlaub, um ihren lang gehegten Wunsch zu verwirklichen, diese kleinwüchsigen Menschen einmal näher kennenzulernen. Dazu sind verschiedene Vorbereitungen zu treffen wie Zeitabsprachen mit Monsieur Fairley, einem Missionar der Pygmäen und die Buchung eines Fluges. Ihre Reise soll in die südöstlichen Berge von Gabun über

Koulamoutou nach Lastoursville gehen. Es liegt etwa 600 km südöstlich von Lambarene. Nach einem eineinhalbstündigen Flug erreicht sie die Stadt, die ihren Namen nach einem Herrn Lastours erhielt, der das Land zusammen mit dem General Brazza von 1872 bis 1875 erkundete. Dort, wo sie den Ogowe-Fluss verließen und auf den Kongo-Fluss trafen, entstand Brazzaville. Diese Stadt hatte sie ja schon einmal mit Helene aufgesucht, als diese dort im Regierungskrankenhaus operiert werden musste. In Lastoursville holt sie Monsieur Fairley mit seinem Landrover ab. Auf holprigen, unebenen Wegen geht es durch den Dschungel, mehrere Dörfer werden besucht, Fairley spricht mit den Evangelisten, ein Kind mit gebrochenem Arm wird ins Krankenhaus gebracht. Viele neue Eindrücke prasseln auf Maria ein.

Am Fluss Libiouye [so Maria] müssen sie übersetzen. Die Fährleute finden sie völlig betrunken vor. Sie sind nicht imstande, die neun Ruderboote auf Planken zu setzen, sodass Herr Fairley die Regie übernimmt und sie sicher ans andere Ufer bringt. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit treffen sie in seiner Missionsstation ein. Mit dem Ruf eines Antilopenhorns werden die Bekehrten über seine Rückkehr informiert und zu einem Gottesdienst eingeladen. Schnell kommen sie aus dem Busch zusammen. Beim Eintreffen werden Psalmbücher und Blechdosen, angefüllt mit Steinen, verteilt. Diese alten, gebrauchten Dosen ersetzen einfache Rhythmusinstrumente und begleiten einen vierstimmigen Chor. Maria ist tief beeindruckt, wie das Zusammenspiel ohne Anleitung gelingt.¹⁹

Im Dezember 1968 gedenkt man in Marias Heimat ihrer 30-jährigen Tätigkeit in Lambarene. Die 61-Jährige habe einen Großteil ihres Lebens sich den Kranken gewidmet und ein Herz für die Sache bewiesen. Lange Zeit war sie dienstunfähig durch eine Tropenkrankheit, aber sie hat nicht aufgegeben und sich den verschiedenen organisatorischen Veränderungen nach Schweitzers Tod angepasst. Doch auch ihre Verbundenheit mit dem Heimatland wird hervorgehoben. Sie sei eine „unserer Marine-Anhängerinnen“, die kein Jubiläum des Königshauses ausgelassen hat. Hier sei vorgegriffen und erwähnt, dass Maria von Königin Juliana am 8.3.1974 mit dem Oranje-Nassau-Orden in der Kategorie Ritter ausgezeichnet wird. Diesen Orden wird sie in Deventer erhalten.

Jubiläen

Zehn Jahre nach Schweitzers Tod steht das Spital vor einem Aus. Zwar hatten Dr. Walter Munz und Rhena Eckert-Miller einige Neuerungen eingeführt, so bekam z.B. das Spital 1968 eine fließende Wasserleitung, die Außenanlagen waren verschönert worden, wie Edith Fischer bei einem ihrer Besuche feststellt, aber die medizinischen Einrichtungen waren nicht auf den neuesten Stand; und vor allem fehlte es an Geld, um das Krankenhaus zu renovieren.²⁰

Dr. Walter Munz, von Schweitzer ein Jahr vor seinem Tode zum Chefarzt bestimmt, bleibt bis 1969 in dieser Position. Er kehrt 1980 zurück und kann die „Wiedergeburt von Lambarene“, wie „Le Monde“ am 1. März 1981 titulierte, erleben. Er und Maria sind die einzigen, die unter dem „großen weißen Doktor“ gearbeitet haben. Die Veränderungen, die das neue Krankenhaus aufzuweisen hat, zählt Dr. Munz auf, erwähnt aber auch Maria, die vor 43 Jahren hier ankam, „nur wenig gebeugt durch die schwere Last“. Ihr „unnachahmliches Lächeln“ habe sie bewahrt, auch ihre Schlichtheit, „einziges Tribut an die ‚Eitelkeit‘ - das Ordensband des Ordensritters von Nassau-Oranien“.²¹

Zwei Jahre später wird am 9. November 1983 Marias 45-jährige Zugehörigkeit zum Albert Schweitzer-Spital gefeiert. Wie bei ihrer Ankunft läuten die Glocken und eine der Mitarbeitenden äußert sich wie folgt: „Für viele von uns spielt Maria die Rolle der Großmutter im besten Sinne des Wortes. Sie kann uns zuhören, uns raten, sie regt sich auch manchmal auf, von Zeit zu Zeit ‚grollt‘ sie uns, [andere Übersetzung: schimpft mit uns], aber immer vergibt sie uns und hat uns gern.“ Zum Mittagsessen gibt es „Riz colonial“, auch Reis Kasimir genannt, Marias Lieblingsessen. Danach hält Dr. Ary van Wijnen, der Jubilarin zu Ehren, eine längere Rede, bei der er ihre Verdienste aufführt. Unter anderem erwähnt er: „Aber sie, liebe Maria, haben kein leichtes und angenehmes Leben führen wollen. Sie haben auch keine Zerstreuung gesucht. Nein, sie waren stark, vom Beispiel Schweitzers beeinflusst. Sie haben sich dem Dienst an den Kranken gewidmet und haben ein einfaches und recht hartes Leben auf sich genommen.“²²

Noch einmal nach 50-jährigem Aufenthalt in Lambarene läutet für Maria die Glocke. Der Newsletter of the Albert Schweitzer

Center November Twelve erwähnt das Ereignis und zeigt Maria in den Jahren 1960 mit Albert Schweitzer und 1980 mit einem Kollegen. Näheres erfährt der Leser aus dem DHV-Ordner Mitarbeiter leider nicht. Der Besuch einer Fotografin ein halbes Jahr später gibt aber Aufschluss.

Marias letzte Lebenszeit

Im Frühling 1989 besucht die Fotokünstlerin Lily Huber aus Wangen (Südwestallgäu) das Spital in Lambarene. Sie ist erfreut, dort Maria Lagendijk anzutreffen. Ihrem Bericht fügt sie ein Foto der 81-Jährigen bei, die Spuren ihres Alters sind deutlich zu erkennen. Maria berichtet aus ihrem Leben, erwähnt aber für den Leser dieses Artikels nichts Neues. Interessant sind die Beobachtungen von Frau Huber. Da ihr Zimmer direkt neben dem von Frau Lagendijk liegt, sieht sie, dass die alte Dame häufig Besuch von „alten, armen und bedauernswerten Menschen“ bekommt. Diese empfangt sie freundlich und ab und zu stecke sie ihnen etwas aus der Speisekammer zu. Mit ihrem aufmerksamen Zuhören, der Zuwendung und den Essensgaben kann sie Gutes tun, dessen ist sich die kraftlos gewordene Maria bewusst. Eine Beteiligung am gemeinschaftlichen Leben, erwähnt sie, ist ihr zu beschwerlich, ebenso wie ein Gottesdienstbesuch oder das Läuten der Glocke. Doch gerne, so erfährt Frau Huber, empfängt sie Besucher, denn Gespräche oder Briefeschreiben sind ihre Lieblingsbeschäftigungen. Von Schweitzer berichtet sie, der Grand Docteur habe immer Sorge gehabt, dass sein Krankenhaus zu einem ‚technisierten Großbetrieb‘ werde. Es dürfe nicht vergessen werden, dass das Spital „ausschliesslich von Spenden lebe und die Verantwortlichen sich immer bewusst sein müssten, dass nichts vergeudet würde.“²³

Bis jetzt sei das Krankenhaus trotz mehrfacher Führungswechsel und einiger Durststrecken gut über die Runden gekommen, so Marias abschließender Kommentar.

Anfang April 1990: Maria fühlt sich schwach, hat Sensibilitätsstörungen, ist manchmal verwirrt. Diese hängen mit einem Vitamin B 12-Mangel zusammen. Sie glaubt, diesen durch Vitamin C beheben zu können. In der Annahme, dass Zitronen und eine bestimmte Sorte von Weinbeeren dieses Vitamin

enthalten, fordert sie alle ihr Vertrauten auf, Weinbeeren aus Libreville zu besorgen. Doch Obst, mit Ausnahme von Bananen, enthalten absolut kein Vitamin B 12. Als sich die alte Dame immer schwächer fühlt, fliegt sie ein letztes Mal in ihre Heimat. Ihre Familie aus Oudewater bringt sie ins 11 km entfernte Krankenhaus nach Gouda, wo sie nach einer Woche am 11. April stirbt. In Oudewater nehmen die Angehörigen in der Reformierten Kirche am 17.4. Abschied von ihr. Der Pfarrer betont Marias Bibeltreue und ihre enge Verbindung zu Schweitzer. Die Seligpreisungen (Mt. 5, 1-2) seien für beide eine Richtschnur fürs Leben gewesen.

Ihrem Wunsch entsprechend wird ihr Körper einbalsamiert und in einem Bleisarg nach Lambarene gebracht und im Museum aufgestellt. Mehrere Tage beten die Einheimischen am Sarg der Verstorbenen, bevor dieser am 12. Mai auf dem Friedhof beige-
setzt wird.²⁴

Dr. Walter Munz, Dr. Othon Printz, der Präsident der Foundation des Schweitzer-Hospitals und Flip Muus halten die Trauerreden. Sie alle wissen das Leben der Verstorbenen zu würdigen. Erwähnt wird u.a., dass Maria ihre Briefe gegen Ende des Lebens mit Maria Martha unterschrieben habe.

Noch ein Jahr nach ihrem Tod hat niemand in Lambarene den Mut, Marias Zimmer auszuräumen. Zwar werden einige wichtige Dinge gleich nach ihrem Ableben zu ihrer Familie geschickt, doch Kleidung, Bücher, Nippes und Briefe liegen so da, wie Maria sie im April 1990 zurückgelassen hat. Marianne Stocker spricht Jeanine, die seit 17 Jahren in Lambarene eine leitende Funktion inne hat, darauf an. Schließlich wird Frau Stocker zusammen mit einer anderen Schwester beauftragt, das Zimmer auszuräumen. Kleider werden an Bedürftige gespendet, die Korrespondenz vernichtet.²⁵ Niemand ahnte, dass Marias Briefe einmal gesammelt und heute hoch versteigert werden.

Würdigung

Maria Jacoba Lagendijk ist als ein „Urgestein“ von Lambarene zu bezeichnen. 51 Jahre hatte sich die Krankenschwester mit modischer Brille der 70er Jahre einem Leben im Urwald-Spital verschrieben, 27 davon an der Seite Schweitzers. Doch von Grund auf trat sie eher bescheiden auf und tat, was man von ihr verlangte. Ihre Aufgaben wie Medikamente- und Lebensmittelverteilung, Geburtshilfe, Assistenz bei Operationen und Betreuung der weißen Kranken wurden von ihr mit Ernsthaftigkeit, pflichtbewusst, bereitwillig und liebevoll ausgeführt. Die längste Zeit hatte sie als OP-Schwester und mit der Versorgung der europäischen Patienten verbracht. Schweitzer konnte sich auf sie verlassen. Sie war von Natur aus hilfsbereit, gutmütig, sanft und feinfühlig, konnte aber auch hartnäckig und unnachgiebig sein. Durchsetzungsvermögen hatte sie sicherlich schon im Elternhaus bei ihren Brüdern gelernt. Mit Schweitzer verband sie die Liebe zur Musik und eine Frömmigkeit, die im Tätigsein ihren Ausdruck fand und sich in der Nachfolge Jesu begründete. Schweitzer gegenüber war sie stets loyal. Sie versuchte bis an ihr Lebensende seine Ethik zu leben, wie sich aus der Begegnung mit Lily Huber ein Jahr vor ihrem Tode zeigt. Wie ihr Vorbild wollte sie eigentlich 52 Jahre in Lambarene wirken. Dies war der Ehrgeizigen nicht vergönnt. Doch immerhin kann sie für sich in Anspruch nehmen, die Krankenschwester in Lambarene gewesen zu sein, die dort am längsten im Sinne von Albert Schweitzers Ethik gedient hat.

In ihrem Geburtsland, der Niederlande, wurde sie als Königin-treu wahrgenommen, bekam als Marine-Anhängerin 1974 den Oranje-Nassau-Orden und war als fleißige Berichterstatte-
rin über Lambarene bekannt geworden.

Ihre Heimatstadt Oudewater stellte am Tag des Offenen Denkmals am 8.9.2018 ein Buch mit 20 Beiträgen von bedeutenden Persönlichkeiten vor. Alle hatten ein außergewöhnliches Leben in fremden Kulturen gelebt. Im Untergeschoss des Rathauses gab es einen Einblick in Maria Jacoba Lagendijks Leben und ihr Wirken im Albert-Schweitzer-Hospital.²⁶

Auch in Lambarene wurde ein Gästezimmer nach ihr benannt. Es trägt zu ihrer Erinnerung bei und macht sie unvergesslich

Anmerkungen

- 1 Vgl. Wolf, Roland: Albert Schweitzers Erben. Ein weltweites Netzwerk engagierter Freunde und Förderer. Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung Band 12, Berlin 2018, S. 168.
- 2 Vgl. Schiedeck, Konstanze: Emmy Martin – engste Mitarbeiterin Schweitzers, Albert-Schweitzer-Rundbrief 116, Offenbach 2024, S. 52-75.
- 3 Vgl. Mabika, Hines; Steinke, Huber; Zumthurn Tizian: Schweitzers Lambarene. Ein globales Spital im kolonialen Afrika, Göttingen 2024, S. 56.
- 4 Brief im Internet vom 4.11.38.
- 5 Vgl. Lehmann, Eliane: Meine Jahre im Spital Lambaréné von Dr Albert Schweitzer, Reber Edition 2016, S. 26.
- 6 Vgl. Lehmann, Meine Jahre S. 84.
- 7 Siehe Mühlstein, Verena: Helene Schweitzer Bresslau. Ein Leben für Lambarene, München 1998, S. 246.
- 8 Vgl. Mühlstein, Helene, S. 249.
- 9 Siehe Stocker, Marianne: Mbolo, Erlebnisse im Urwaldspital von Albert Schweitzer. Aus dem Tagebuch einer Kinderkrankenschwester, Norderstedt 2022, S. 39.
- 10 Vgl. Lehmann: Meine Jahre, S. 27.
- 11 Siehe Lehmann, Meine Jahre, beide S. 28.
- 12 Siehe ebd., S. 11.
- 13 Nieuws uit Lambarene, Nr.2, November 1962, aus dem Niederländischen übersetzt von Elisabeth Dielhenn, St. Goar s./Rh.
- 14 Stocker, S.39.
- 15 Brief aus Zürich, 24.7.1951 an Maria in Lambarene.
- 16 Brief Schweitzers vom 16.11.52.
- 17 Brief vom 27.5.1954.
- 18 Anlässlich ihrer 30-jährigen Tätigkeit wird Maria von C.B. Burger in den Nieuws uit Lambarene am 2.12.68 gewürdigt und da wird auf die Krankheit hingewiesen, S. 9 ff.
- 19 Nieuws uit Lambarene No 2, Dez. 1968, S. 10f.
- 20 Vgl. Schiedeck, Konstanze: Edith Fischer – Krankenschwester und Autorin im Dienst Albert Schweitzers. In: Albert-Schweitzer Rundbrief Nr 115/ 2023, S. 10–51.
- 21 Le Monde, in Übersetzung, Archiv Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum Offenbach, Ordner „Mitarbeiter des DHV“.
- 22 Übersetzung aus dem Französischen von Anneliese Ehrbar, s. auch Übersetzung von Ineke van den Broek; beide Texte im Ordner „Mitarbeiter des DHV“.
- 23 Vgl. Berichte aus Lambarene, Nr 70, Okt.1990: „Im Gedenken an Maria Legendijk“.
- 24 Vgl. Stocker, Mbolo, S. 55.
- 25 Stocker, Mbolo, S. 242 u. 255.
- 26 5.9.2018, Kontakt Zenderstreek nieuws.



Maria Legendijk um 1940



Gottfried Schüz

Albert Schweitzer – Vorbild und Menschheitserzieher?

Überblickt man das vielfältige Presseecho auf Albert Schweitzers 150. Geburtstagsjubiläum, so wird zweierlei deutlich. Zum einen wird seine enorme Lebensleistung gewürdigt und die Bedeutsamkeit und Aktualität seines ethisch-geistigen Vermächtnisses anerkannt. Andererseits findet sich darunter immer wieder auch Kritik an seiner Person, die um die Frage des Kolonialismus und auch rassistisch-paternalistischer Anwürfe kreisen. Dabei kommt viel Selbstgerechtigkeit und moralische Überheblichkeit ins Spiel, mit der man Schweitzer über die Klinge heutiger entwicklungspolitischer und ethnischer Wertungsweisen springen lässt. Dass Albert Schweitzer nur aus dem Kontext seiner eigenen sozio-kulturellen Zeitsituation angemessen beurteilt werden kann, gerät dabei zumeist aus dem Blick.

Auch ist es ein Leichtes, dem Schöpfer der „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ menschliche Schwächen und Widersprüche anzuhängen, die er selbst am allerwenigsten geleugnet hätte.

Durch das Dickicht der kontroversen Presselandschaft dringt aber eine Botschaft immer wieder durch: „*Wir und unsere Kinder brauchen schließlich Vorbilder, auch wenn sie keine Heiligen sind,*“ so in einem repräsentativen Leserbrief auf ein umstrittenes Interview im Publik-Forum über Albert Schweitzer.¹

Stand die einhellige Verehrung Albert Schweitzers als leuchtendes Vorbild der Humanität zu seinen Lebzeiten außer Frage, so stellt sich heute, 60 Jahre nach seinem Tod, die Frage neu: Inwieweit kann Albert Schweitzer in seiner Person, seinem Denken und Wirken heute noch im Blick auf die vielfältigen Herausforderungen der Gegenwart als orientierungsgebendes Vorbild gelten? Und dies nicht nur im Blick auf seinen engeren Wirkungskreis als Spitalgründer und Arzt in Afrika, sondern auch als einer, dem als „Erzieher“ das Schicksal der Menschheit bis zu seinem Lebensende am Herzen lag?

Vor dem Goethehaus in Frankfurt

Zur Fragwürdigkeit des Vorbild-seins heute

Vor einigen Jahren hatte ich ein Gespräch mit einem Pfarrer, der mir von einer Erklärung der Kirchenleitung der Ev. Kirche in Hessen und Nassau berichtete, wonach sich die Pfarrerrinnen und Pfarrer in ihrer Gemeinde auch als „Vorbild“ verstehen sollten. Heftige Proteste waren die Reaktion. Die Kirchenleitung hat daraufhin dieses Ansinnen zurückgezogen.

Das Beispiel zeigt: „Vorbilder“, überkommene Autoritäten sind grundsätzlich fragwürdig, ja suspekt geworden; spätestens seit der „68er Generation“, die hier offensichtlich als Hintergrundstrahlung immer noch nachwirkt.

Man fragt sich unwillkürlich: Wie steht es um das moralische Selbstverständnis unserer Pfarrer? Näher betrachtet liegt das Problem tiefer. Bevor man mit solch einer Forderung kommt, müsste eine eingehende Auseinandersetzung darüber stattgefunden haben, was eigentlich Vorbild-sein heute insbesondere im Pfarramt sinntragend bedeuten kann bzw. was es nicht sein sollte.

Vorbild-sein kann heute sicher nicht mehr heißen, sich als moralischer Saubermann oder moralische Hygienefrau zu inszenieren. Man stelle sich das Zerrbild vor: Unser Pfarrer als makelloser Muster-Christ, der über alle Niederungen dieser Welt erhaben hinwegschreitet, wie Jesus über die Wellen des See Genezareth. Aber andererseits, ob das den Pfarrerrinnen und Pfarrern gefällt oder nicht: Das wachsames Argusauge der Öffentlichkeit misst deren Tun und Wirken unwillkürlich an ihren geheiligten Worten. Die Gemeinden erwarten dabei wohl kaum, dass sich ihre Hirtinnen und Hirten als lupenreine moralische Abziehbilder präsentieren. Wohl aber fordern sie Wahrhaftigkeit im Reden und Tun sowie Glaubwürdigkeit. Die zu Recht massive öffentliche Kritik am Umgang der Kirchen beider Konfessionen mit den Missbrauchsskandalen bestätigt dies.

Was die Öffentlichkeit erwartet, sind Menschen, die authentisch für ihr Tun und Lassen einstehen und dafür Verantwortung übernehmen - Fehlverhalten jedweder Art inbegriffen. Was sie nicht braucht sind keimfreie Moralapostel, die die Schattenwürfe ihrer Lichtgestalt verleugnen und sich über jegliche Kritik erhaben dünken.

An die Gefahr einer derart pervertierten Vorbildlichkeit dürfte wohl auch Albert Schweitzer gedacht haben, als er den Versuch, selbst als Vorbild hervorgehoben zu werden, schroff zurückwies.

In einem Brief an Rudolf Grabs, einem seiner Biographen, bedankt sich Schweitzer für die Wertschätzung seiner Arbeit in Lambarene; dann fügt er an:

„Holla, nun kommt aber ein Tadel. In einer Arbeit von Ihnen lese ich beim Titel den Zusatz ‚Vorbild einer ganzen Welt‘ ... Das ist etwas das Sie nicht einmal denken, geschweige denn einem Titel beifügen dürfen! Dafür bin ich sehr empfindlich. Also bei einer Neuausgabe diese Worte unter den Tisch fallen lassen. Gelt. Sie tun es.“²

Albert Schweitzer ging es zeitlebens um den uneigennütigen Dienst am bedürftigen Mitmenschen oder der bedürftigen Mitkreatur, niemals um das Renommee seiner Person. Aus „*innerer Notwendigkeit*“ opferte er eine aussichtsreiche Doppelkarriere als Universitätsprofessor und Konzertorganist, um seine ganze Kraft als Arzt den Ärmsten in Afrika hinzugeben. Er verlor sein „Leben“, ohne sichere Aussicht darauf, es auf andere Weise zu „gewinnen“.

Albert Schweitzer – ethischer Erzieher aus der Not der Zeit

In der Vorbildfrage widersprechen sich Selbst- und Fremdwahrnehmung. Längst war Albert Schweitzer durch sein einzigartiges Lambarene-Projekt, seine Ehrfurchtsethik und erst recht durch den weltweit beachteten Friedensnobelpreis eine „*international geachtete moralische Autorität*“³ geworden und eine Art Weltgewissen. All dies rückte ihn endgültig ins Rampenlicht der Weltöffentlichkeit, auch wenn er sich vehement dagegen gesperrt hatte. Die amerikanische Illustrierte Life feierte ihn gar als „*The greatest Man in the World*“.⁴ Und Der „Spiegel“ lässt sich dazu hinreißen, ihn in einem Beitrag als „*nahen Verwandten des lieben Gottes*“ zu betiteln.

Dass Schweitzer durch die Medien derart hochgejubelt und geradezu als Menschheitsidol gehandelt wurde mit Attributen einer regelrechten Heiligenverehrung, mag niemandem übler

aufgestoßen sein als ihm selbst. Und damit bin ich bei seinem Selbstverständnis. Als Menschheitsvorbild und lebendes Denkmal wollte er gerade nicht vorangetragen werden.

Dies dürfte mit ein Grund gewesen sein, dass er dem nachdrücklichen Drängen namhafter Wissenschaftler und Freunde wie Albert Einstein, Linus Pauling oder Bertrand Russell, seine weltweit unangefochtene moralische Autorität zu nutzen, um öffentlich gegen die massive Atombedrohung durch Ost und West seine Stimme zu erheben, zunächst nicht nachgeben wollte. Dazu kamen natürlich die offiziell geäußerten sachlichen Gründe: sich (partei-)politisch nicht vereinnahmen zu lassen und zum anderen, dass in dieser Frage vor allem die Fachleute, also Atomwissenschaftler, das Wort zu ergreifen hätten.

Dass er der wiederholten Aufforderung entsprach, dieser Aufgabe letztlich doch selbst nachzukommen, entsprang seiner „großen Sorge um die Zukunft der Menschheit“.

Mit welchem Nachdruck und welcher Tragweite Schweitzer dann in den Jahren 1957/58 über Radio Oslo vor der manifesten weltweiten Gefährdung durch den radioaktiven Fallout der vielen Atombombentests und vor dem atomaren Wettrüsten warnte, brauche ich hier nicht im einzelnen zu schildern. Dazu verweise ich auf das demnächst neu aufgelegte Buch „Friede oder Atomkrieg“, in dem all diese Radioappelle wieder zugänglich geworden sind.

Aber nicht erst in seinem letzten Lebensjahrzehnt und als Arzt sah sich Schweitzer in die Rolle eines Menschheitserziehers gestellt. Eine Rolle, die er sich wohl gemerkt niemals angemahnt hatte, sondern in die er sich aus der Not der Zeit gedrängt fühlte, um den drohenden Katastrophen, die er auf die Menschheit zukommen sah, rettend und heilend entgegenzutreten. Einzig und allein „dem Leben verpflichtet“.

Schweitzer warnte in seiner Kulturphilosophie geradezu davor, wenn die Gesellschaft oder eine kulturelle Elite sich aufwirft, einer „Leitkultur“ das Wort zu reden, der sich die Massenmenschen zu unterwerfen hätten.

„Ethischer Erzieher ist nur der ethisch denkende und um Ethik ringende Mensch“, schreibt dort Schweitzer.

Nicht ethische Werte, die propagiert und deren Verwirklichung lauthals von Anderen gefordert werden, trägt Schweitzer

auf Demo-Transparenten vor sich her.

Worauf es ihm ankommt, ist, diese Werte, in seinem Falle die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben, selbst glaubwürdig zu durchleben und zu durchleiden. Ja, auch zu durchleiden, denn diese Ethik forderte von ihm und fordert von jedem von uns schmerzhaft Entscheidungen und sie wirft uns in eine, wie er sagte, „erschreckend grenzenlose Verantwortung gegenüber allem, was lebt“.

Er versteht sich zwar als Wegweiser, aber als einer, der den Weg selbst vorangeht, den er weist. Nur auf dem Wege der Selbsterziehung, die er sich auferlegt hatte, vermag sich jeder Einzelne seinem Vorbild folgend, zu läutern und zu dem zu werden, was er eine ethische Persönlichkeit nannte.

Allein und nur in diesem Sinne, so meine These, darf Schweitzer als Vorbild und einer der großen Menschheitserzieher verstanden werden. Schweitzer hat zwar keine ausgearbeitete Pädagogik hinterlassen. Gleichwohl war sein ganzes Leben und Werk, wie es Claus Günzler einmal treffend formulierte, „pädagogisch imprägniert“ und dadurch pädagogisch glaubwürdiger als eine systematisch ausgearbeitete Erziehungslehre.

Pädagogische Ambitionen von klein auf

Schweitzer erwähnte gelegentlich, wie viele Pfarrer und Lehrer in seiner Ahnenreihe zu finden sind. Das Schulmeisterblut in seinen Adern hatte er nicht verleugnet.

Darüber hinaus muss eine Reihe von geistigen Ahnen und Vorbildern in Betracht gezogen werden, die auf ihn einen nachhaltigen Einfluss ausgeübt hatten und für ihn prägend waren: Johann Sebastian Bach, Johann Wolfgang von Goethe, aber auch Immanuel Kant; und vor allem: der in seiner unüberbietbaren Menschlichkeit alles überragende Jesus von Nazareth.

Man kann Albert Schweitzers Selbstverständnis als Vorbild und Erzieher nur angemessen verstehen, wenn man den Einfluss der vorgenannten großen Persönlichkeiten auf seine Entwicklung einbezieht. All dies kann ich an dieser Stelle nur andeuten. Für ein näheres Verständnis Schweitzers als Vorbild und Menschheitserzieher ist wesentlich, seinen biographischen Hintergrund mit heranzuziehen. Für sein erzieherisches

Selbstverständnis lassen sich daraus entscheidende Einsichten gewinnen.

Zunächst ist spannend zu verfolgen, wie sich Schweitzers erzieherische Ambitionen schon von klein auf bemerkbar machen und im Laufe seines Lebens und Denkens eine Gestalt annehmen, die von seiner Liebe zu Mitmenschen und Mitgeschöpfen getragen war. Aus seinem Selbstzeugnis „*Aus meiner Kindheit und Jugendzeit*“ erfahren wir, wie sehr er schon als Kind unter dem Leid gelitten hatte, das den Tieren auf dem Dorfe zuteil wurde. Dabei verhehlt er nicht, diverse Male selbst solches Leid verursacht zu haben. Man denke nur an das Kutschpferd, das er trotz seines Alters aus Mutwillen und Machtgefühl zu Höchstleistungen anpeitschte. Ein andermal verletzte er den eigenen Haushund Phylax gar mit einer Peitsche am Auge, um ihn vor dem Briefträger in Schach zu halten. Dass ihn hinterher umso heftiger Mitleid und Scham überkam wegen seines unseligen Tuns, dürfte wohl der Antrieb dafür gewesen sein, in anderen Situationen sich und auch seine Kameraden von tierquälerischem Spiel abzuhalten. So etwa, als das Angeln im Dorfbach angesichts aufgespießter Würmer und der Anblick zerrissener Fischmäuler bei ihm die Abscheu vor solch fragwürdigem „*Vergnügen*“ weckte. Aber er beließ es nicht dabei, und hier kommt seine erzieherische Ader ins Spiel: „*ich fand sogar Mut, andere vom Fischen abzuhalten*“.⁵

Und er ergänzt:

„*Aus solchen mir das Herz bewegenden und mich oft beschämenden Erlebnissen entstand in mir langsam die unerschütterliche Überzeugung, dass wir Tod und Leid über ein anderes Wesen nur bringen dürfen, wenn eine unentrinnbare Notwendigkeit dafür vorliegt.*“

Hier wird bei dem kleinen Albert bereits der tiefere Erlebnisgrund dafür sichtbar, was für das ethische Denken des erwachsenen Schweitzer bestimmend werden sollte: Elend und Leid, das ihm begegnete, nicht gleichgültig zur Kenntnis zu nehmen, sondern das in seinen Kräften und Möglichkeiten Stehende zu tun, um Leid und Schmerz bei Mitmenschen und Mitgeschöpfen zu lindern oder gar zu beheben. Diese Intention brachte zunehmend auch die pädagogischen Saiten seiner Seelenharfe zum Klingen.

Es sei daran erinnert, was Schweitzer als jungen Studenten den Entschluss fassen ließ, ab dem Dreißigsten Lebensjahr Wissenschaft und Kunst aufzugeben, um sich einem „*rein menschlichen Dienen zu weihen*“. Weil er „*so viele Menschen um (s)ich herum mit Leid und Sorge ringen sah*“, während er „*ein glückliches Leben führen durfte*“, war sein Beweggrund.⁶ In diesem inneren Zwiespalt traf ihn der Aufruf Jesu: „*Du aber folge mir nach*“. Schweitzers vorbehaltloses „*Ja, Herr, ich mache mich auf den Weg*“ führte ihn in dieses rein menschliche Dienen hinein, das mit einem Macht über Leidende Ausüben-wollen nichts, aber mit einem Schmerz wie Leid von ihnen Nehmen-wollen und sie am Lebensglück teilhaben zu lassen alles zu tun hat.

Damit ist für ihn auch die Brücke zu seinem Erziehertum geschlagen. Einem Erziehertum, das sich dem einen Ziel verschreibt: „*als Jünger Jesu etwas (zu) tun*“.⁷

Erzieher künftiger Pfarrer – verhinderter Erzieher von Waisenkindern

Aber zunächst bewegte er sich noch in den ‚Vorhöfen des Herrn‘; noch ganz der angehende Theologieprofessor, beseelt von seinem Predigeramt. Aber es genügte ihm auf Dauer nicht, allsonntäglich auf der Kanzel zu stehen, um „*zu gesammelten Menschen von den letzten Fragen des Daseins reden zu dürfen*“.⁸

Mit der Übernahme des Direktorenamtes vom Straßburger Thomasstift und damit des Predigerseminars oblag ihm zusätzlich die Pfarrerausbildung. Dass er diese nicht nur als einen nüchternen Lehrauftrag auffasste, sondern als eine Erziehungsaufgabe, offenbart er seiner Freundin Helene:

„*Und doch mein Traum – Pfarrer zu erziehen im täglichen Umgang, nicht Studierzimmer-Pfarrer sondern Menschen-Pfarrer, Idealisten – Kann ich das?*“⁹

In Schweitzers pädagogischem Enthusiasmus schwingt bei aller Zielbestimmtheit doch eine gewisse Bangigkeit mit, ob er dieser Herausforderung auch gewachsen sei; eine „*Mischung aus Freude und Angst*“, wie er später schreibt.

Und doch stellt er sich ohne Wenn und Aber diesem sich auf-tuenden Weg:

„Erzieher künftiger Pfarrer! Wie schön, in ihre Herzen schöne Gedanken, edle Bestrebungen zu säen, durch sie zu wirken“.

Aber zugleich bekennt er:

„Es ist der Weg der Pflicht, die ich schon hätte abschütteln wollen, gegen die ich mich gewehrt habe, um jedesmal am Ende besiegt zu werden und das große einzige Glück in dieser Pflicht zu finden.“¹⁰

Sich dieser Herausforderung zu stellen, ging offensichtlich nicht ohne innere Widerstände und Kämpfe ab. Als einer, der schon durch seine philosophische Doktorarbeit mit dem Denken Immanuel Kants besonders vertraut war, konnte er sich der Forderung, gegen alle persönliche Neigung allein aus „Pflicht“ zu handeln, nicht entziehen.¹¹ Mit diesem Pflichtgedanken stand Schweitzer, was er schon drei Monate zuvor bekannte, klar unter dem Einfluss seines Vorbildes Immanuel Kant, den er „als meinen großen Erzieher, als meinen Tröster“ liebte.¹²

Offensichtlich war es Schweitzer gelungen, seine Aufgabe als Erzieher angehender Pfarrer im angestrebten Sinne zu meistern. Kaum ein Jahr später bekennt er:

„Im Stift bin ich sehr glücklich. Die Studenten hegen große Sympathie für mich, und meine Autorität setzt sich mühelos durch. ... Ich kümmere mich väterlich um sie.“¹³

Und doch sollte er in diesem Glück nicht sein volles Genüge finden. Schließlich lastete ja noch der frühere Entschluss auf seinem Gewissen, sich ab dreißig jenseits von Wissenschaft und Kunst einem rein menschlichen Dienen zu widmen. Angesichts der für ihn alleine überdimensionierten Dienstwohnung als Stiftsdirektor lag hier der Gedanke nahe, diesen Vorzug nicht für sich alleine zu nutzen, sondern Kinder aufzunehmen, um sich in einem noch unmittelbarerem Sinne als Erzieher von hilfsbedürftigen Unmündigen zu betätigen; so schrieb er seiner Freundin Helene Bresslau:

„Mit meinen 30 Jahren fange ich ein neues Leben an! ... Werde ich die Kinder finden, die ich aufziehen möchte? ... Ich habe das Bedürfnis, zu geben, was ich in mir habe, und durch großes selbstloses Handeln besser zu werden.“¹⁴

Oder zwei Monate später, bald nach seinem dreißigsten Geburtstag:

„Ich möchte Jungen aufnehmen, die aus der Schule kommen, um sie etwas richtiges Lernen zu lassen oder um Lehrer aus ihnen zu machen. Sieh, ich habe so viel Liebe zu vergeben ... wenn ich einen Strome vor mir habe – es kommen täglich welche – und höre, daß er als Waise aufwuchs, sage ich mir, er wäre nicht in diesem Zustand, wenn ich ihn damals gehabt hätte“.¹⁵

Schweitzers Pläne, verwaiste oder verwaahlte Jungen in erzieherische Obhut zu nehmen, waren zu seinem großen Leidwesen letztlich an den Widerständen der Sozialbehörden gescheitert. Doch gab es für ihn kein Zurück mehr. Kein Zurück zur „Professoren-Karriere“, einzig die „Pflicht“ vor Augen, sich als Mensch zu betätigen.¹⁶ An seinem Plan, sich als Jünger Jesu mit seiner „vollen Menschenkraft“ – „nicht „Gelehrtenkraft“ – auszugeben, hielt er trotz dieser Rückschläge unerschütterlich fest.¹⁷ Und so schreibt er an Helene, nachdem er der Pariser Mission erklärt hatte, sich für einen Dienst in Afrika zur Verfügung zu stellen:

„Wie könnte ich leben, wenn ich die Pflicht fühle, dort hinzugehen? Ich gehe hin! Aber was wird mein Schicksal sein? Wie wird mein Tod sein? Wie meine Leiden? Ich gehe dort hin, um bei Jesus zu sein; ... Ich will verstehen, was das Wort bedeutet, das er gesagt hat: ‚Wer sein Leben verliert um meinetwillen und des Evangeliums willen, der wird es behalten.‘

Wenn er mich nur als würdig erkennt, ihm zu dienen.“¹⁸

Vorbildlich im „rein menschlichen Dienen“

Bis zur Verwirklichung seines Planes hatte er freilich noch manche Hürde zu überwinden. Ein Aufruf der Pariser Missionsgesellschaft ließ ihn zunächst auf eine Missionstätigkeit im Kongo hoffen. Weil er aber wegen seiner unerwünschten liberalen Theologie abgelehnt wurde, erbot er sich zusätzlich Medizin zu studieren, um in Afrika ausschließlich als Arzt zu wirken. Die vielen Widerstände, die sich ihm mit diesem Entschluss entgegenstellten, Ablehnungen, Schmähungen, ja Anfeindungen, bis für ihn schließlich der Weg nach Afrika geebnet war, erspare ich mir hier im Einzelnen zu schildern. Wesentlich scheint mir dies, und das kommt in bewegender Weise in seinem Briefwechsel mit Helene zum Ausdruck: Nicht

erhabene Selbstsicherheit gegenüber all der geäußerten Kritik, sondern ein Ringen mit den aufkommenden Selbstzweifeln, die wiederholte Gewissensprüfung, ob nicht vielleicht unlautere Motive im Spiel wären.

Doch am Ende stand immer wieder die gemeinsame Gewissheit, um es mit Worten Helene Bresslaus zu sagen:

„Ja, m.G. (mein Guter, Evm), wir sind beide privilegiert, aber erwächst für uns etwas anderes als Verpflichtungen?“¹⁹ – , oder in einem folgenden Brief: „Glück? Das ist's ja für Dich – ich kann mir für Dich ein anderes Glück nicht denken, als wenn Du der Welt & den Menschen etwas geben kannst – Du mein wunderbarer, tiefer, großer Freund!“²⁰

Und so brach 1913 Albert Schweitzer mit seiner Frau Helene nach Afrika auf, um am Äquator in Lambarene (Gabun) buchstäblich aus dem Nichts ein Urwaldspital aufzubauen. Er tat dies nicht, damit die Weltöffentlichkeit mit diesem spektakulären Schritt auf ihn aufmerksam werde, und um sich als beispielgebendes, heilsbringendes Vorbild zu profilieren. Dies sollte nach den bisherigen Ausführungen deutlich geworden sein. Ihr beider Bestreben war einzig, „... ohne Lärm unseren Weg zu gehen, ohne nach außen hin etwas sein zu wollen“.²¹

Wie beschwerlich dieser Weg in den kommenden Aufbaujahren dann war, welche Enttäuschungen und Rückschläge er in Kauf nehmen musste, konnte er anfangs sicher selbst kaum ahnen. Dazu kann ich an dieser Stelle nur Schweitzers spannend zu lesende Erlebnisberichte empfehlen, die mit den beiden Büchern *„Zwischen Wasser und Urwald“* und *„Briefe aus Lambarene“* bis heute zugänglich sind.²²

Worum es mir geht, ist ein anderes: Nämlich die Frage, welche Erfahrungen und geistigen Einflüsse Schweitzer zu dem wirkmächtigen Vorbild haben werden lassen, durch das er schließlich ungewollt in die Dimension einer weltweit geachteten moralischen Autorität, ja eines „Menschheitserziehers“ gerückt wurde.

Vorbild „Goethe“

Zu den ihn prägenden geistigen Einflussgrößen und ihn stets begleitenden Vorbildern gehören zweifellos neben den bisher

genannten Goethe und Bach. An dem großen Dichter und dem großen Musiker fand er bleibende Maßstäbe für sich selbst, die er verinnerlichte und die in seiner eigenen Persönlichkeit bis ins hohe Alter zum Tragen kamen. Ich beschränke mich hier auf Goethe, dessen Bedeutung für Schweitzer vor allem in seinen vier Goethereden zum Ausdruck kommt, auf die ich mich im Folgenden beziehe. Es ist frappierend, welche Parallelen sich im Denken und Handeln insbesondere dieser Beiden auftun, die Schweitzer aus einem stillen Vorbild und Erzieher für viele, die in seinem Umkreis tätig waren, zu einem Menschheitserzieher hatten reifen lassen.

Drei Grundzüge möchte ich dazu hervorheben:

1. Das Nebeneinander von geistigem Schaffen und praktischer Arbeit. An Goethe beeindruckte Schweitzer, dass er sich nicht in den Elfenbeinturm des Dichterstürzen zurückzog, sondern ihm zugleich als der *„tiefe, schlichte Mensch“* entgegenleuchtete. Als ein Mensch, für den es neben seinem geistigen Gestalten *„keine Arbeit gab, die er unter seiner Würde hielt, keine praktische Beschäftigung, von der er sagte, daß andere nach ihrer Gabe und Bestimmung sie besser könnten als er.“²³*

In Lambarene sah sich Schweitzer in gleicher Weise vor die Notwendigkeit gestellt, Arbeiten verrichten zu müssen, für die er als „Arzt“ nicht ausgebildet war. Dies war vom ersten Tag an mit den Bauarbeiten der Fall, die für eine menschenwürdige Unterbringung seiner zahlreichen Patienten unumgänglich wurden. Die Erfahrung, dass er die handwerkliche Tätigkeit des Bäume-Fällens, der Errichtung der Krankenbaracken oder des Anlegens einer Pflanzung für das Spital nicht einfach an die Urwaldbewohner delegieren konnte, zwang ihn, bei allen Arbeiten zugegen zu sein, überall selbst Hand anzulegen:

„Die aus freiwilligen Begleitern unserer Kranken bunt zusammengewürfelte Arbeiterschaft beugte sich unter keine Autorität als unter die des ‚Alten Doktors‘, wie ich dort genannt werde. So habe ich Wochen und Monate im Urwald gestanden, mich mit widerspenstigen Arbeitern abquälend, dem Urwald fruchttragendes Land abzuräumen. Wenn ich ganz verzweifelt war, da dachte ich daran, daß auch Goethe für seinen Faust als Letztes

erdacht hatte, daß er dem Meere Land abgewönne, wo Menschen darauf wohnen und Nahrung finden könnten. Und so stand Goethe im dumpfen Urwald als lächelnder Tröster, als großer Verstehender neben mir.“²⁴

2. Wahrhaftigkeit und Lauterkeit. Diese beiden ineinandergreifenden Wesenszüge hebt Schweitzer als „gleichbleibendes Fundament“ der Persönlichkeit Goethes hervor. Sie bedeuten, dass er sich von „Verstellung“, „Lüge“, „Verschlagenheit“ oder „Intrige“, „Eitelkeit, Missgunst und Undankbarkeit“ fernhielt.²⁵ Damit soll aber nicht gesagt sein, dass Schweitzer sich in „kritiklose Bewunderung“ hineinsteigert und Goethe zu einer über menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten erhabene Idealgestalt hochstilisiert. Der eigentliche ethische Kern dieser Charakterisierung kommt erst zur Geltung, wenn man den folgenden dritten Wesenszug zugrunde legt:
3. Arbeit an sich selber – Ringen um wahres Menschentum. Wahrhaftigkeit und Lauterkeit und die mit ihnen einhergehenden Tugenden wie „Neidlosigkeit, Gelassenheit, Friedfertigkeit und Gütigkeit“ fallen auch einem genialischen Menschen wie Goethe nicht in den Schoß. Sie stellen sich entweder als Ergebnis eines schmerzhaften „Ringens“ um „wahres Menschentum“ ein oder sie sind gar nicht.²⁶

„Des Menschen Heil ist ein immer strebend sich Bemühen in täglicher Arbeit, innig verbunden mit Besinnung ...“²⁷

Dieses Streben hat mit widrigen Umständen zu kämpfen oder mit widerwilligen Menschen. Aber die größte Herausforderung ist das eigene Selbst, die in uns Wurzeln schlagende Selbstzufriedenheit, Trägheit und Gedankenlosigkeit, wie Schweitzer es ausdrücken würde.

Der Weg zum „tiefen und einfachen Humanitätsideal“, das Goethe immer wieder als „edles Menschentum“, „wahres Menschentum“ oder „vollendetes Mensch-Sein“ charakterisiert, ist hingegen nur gangbar auf dem Wege einer sich fortzeugenden „Selbstüberwindung“ (GW 5, 550), getragen durch die „Liebe“, wie sie Jesus gelebt hat.

Der Weg zur Humanität ist von jedem Menschen zu beschreiten, als ein „Edelwerden“, ein Streben nach wahren

Menschentum, der einem „Geläutert-werden“, einem „Werde du selbst“ die Treue hält.

Mit diesen wenigen Hinweisen auf Goethe sind nun entscheidende Wesensmomente für das Gewonnene, was ich für Schweitzers Selbstverständnis einer „Vorbildlichkeit“ herausstellen möchte. Denn auch er würde es weit von sich weisen, als leibhaftiges ideales Vorbild oder gar als Heils- und Lichtgestalt ohne Tadel zu gelten. Wenn von einer Vorbildlichkeit Schweitzers die Rede sein kann, dann nur in der Weise, dass er an uns appelliert, nicht fremdbestimmt durchs Leben zu gehen, sondern dass ein Jeder „nach seinem innersten Empfinden und innersten Müssen“ handle. Uns also ermutigt, bei allen menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten, die uns nicht weniger als ihm selbst in die Quere kommen, „an sich selber“ zu arbeiten. Hinzu kommt, dass ein Ringen um das Gute eine „individuelle“ Betätigung ist. „Jedem ist ein seinem besonderen Wesen und seinen Lebensumständen gemäßes Wirken bestimmt“. (GW 5, 541)

Was er hier im Blick auf Goethe sagt, entspricht genau seinem eigenen Leitspruch, dass es einem Jeden bestimmt ist, „sein Lambarene zu finden“.

Die Arbeit „an sich selber“ hat mit einem Drang nach veräußerlichter Selbstdarstellung oder öffentlichkeitswirksamer Profilierung nichts zu tun. Wenn wir heute auf eine Fülle von Portraits und Büsten zurückblicken, so sind diese nicht auf seine Initiative hin entstanden. Stets waren es die Künstler selbst, die mit einem Ersuchen nach Anfertigung von Portraits oder Büsten an ihn herantraten. Da mag der oberflächliche Betrachter schnell bei der Hand sein, ihm einen Hang zur Selbstdarstellung nachzusagen. Der Albert Schweitzer in jüngerer Zeit von Biografen angehängte Etikett „Meister der Selbstinszenierung“ ist so deplatziert wie unbegründet.²⁸ Wer Schweitzers Persönlichkeit und Wirken einigermaßen kennt, ist solche Wertungsweise abwegig und eher als Projektion eigener Bedürfnisse zu bezeichnen. Die von Schweitzer betriebene Öffentlichkeitsarbeit in Gestalt von Vorträgen, Orgelkonzerten oder die erwähnten ‚Publicity‘-Zugeständnisse waren für ihn sachliche Notwendigkeiten, wenn man so will unabdingbare ‚Werbemaßnahmen‘, um auf sein Werk aufmerksam zu machen

und für den Unterhalt und Ausbau seines Lambarene-Spitals die erforderlichen Spendengelder zusammenzubekommen.

Noch abwegiger ist der Vorwurf der „Selbstinszenierung“ im Blick auf sein schlichtes Äußeres. Schweitzers Auftreten in abgetragenen Anzug und altem Schlapphut ist keine Marotte oder Kokettieren mit der eigenen Bedürfnislosigkeit, sondern beruht auf einer grundlegenden Lebenshaltung, wie er sie in einer Predigt von 1919 umrissen hatte: „*Schränke Deine Lebensbedürfnisse ein, daß du habest zu geben ... schau, was du sparen könntest, um reich zu sein zum Wohltun.*“²⁹

Nicht anders ist auch zu verstehen, wenn Schweitzer die „dritte Klasse“ der Bahn benutzte mit dem Hinweis, weil es keine „vierte“ gebe. Wenn Schweitzer für zahllose Zeitgenossinnen und -genossen als Vorbild wahrgenommen wurde, so beruht dies im Wesentlichen darauf, dass er seine Überzeugungen nicht nur gelehrt, sondern auch gelebt hat. Solcherart Glaubwürdigkeit hat in unseren Zeiten, die von Lug, Trug, Täuschung und Verstellung so reich ist, Seltenheitswert. Solchen Einklang von Reden und Tun in Albert Schweitzer schlicht anzuerkennen, dazu kann sich eine gewisse Art von Rezipienten nicht durchringen. Die Würdigung seiner Lebensleistung scheint ihnen nur dann erträglich, wenn sie sie mit einer noch so an den Haaren herbeigezogenen Kritik zu schmälern suchen.

Botschafter der Menschlichkeit

Albert Schweitzers Rede zum 100. Todestag Goethes, die er am 22. März 1932 in Frankfurt am Main gehalten hatte, fällt in eine politisch äußerst brisante Zeit. Er ergreift die Herausforderung der Stunde, um „*in der grausigen Not, in der wir uns befinden*“, Goethes Botschaft an die Menschheit zur Geltung zu bringen.

Schweitzer betont, dass es Goethe nicht um eine bestimmte gesellschaftliche Situation gegangen sei, sondern er sich „*an den Menschen als solchen*“ wendete. Diese Botschaft richte sich „*an den Menschen aller Zeiten*“: „*Strebe nach wahren Menschentum! Werde du selbst als ein sich verinnerlichender Mensch*“.

Indem Schweitzer dieses überzeitliche Ethos bei Goethe herausstellt, trifft er mit umso größerer Wucht die Kernproblematik der

der seinerzeit aktuellen Weltstunde, in der sich „*eine gigantische Wiederholung des Faustdramas auf der Bühne der Welt*“ ereigne. Dieses Drama umreißt Schweitzer in aller Schärfe, und ohne dessen Akteure nennen zu müssen, stellt er sie schonungslos bloß:

„*In tausendfacher Gewalttätigkeit und tausendfachem Morden treibt entmenschte Gesinnung ihr frevelhaftes Spiel! In tausend Fratzen grinst uns Mephistopheles an!*“³⁰

Schweitzer ergreift „*in der gewaltigsten Schicksalsstunde, die je für die Menschheit geschlagen hat*“, mit Goethe das Wort, um an die Menschen zu appellieren, ihre „*geistige Selbstständigkeit*“ nicht aufzugeben.

„*Bleibt Menschen mit eigener Seele! Werdet nicht Menschendinge, die sich eine auf den Massenwillen eingestellte und mit ihm im Takt pulsierende Seele einsetzen lassen*“.³¹

Pointierter lässt sich das damals am Horizont aufsteigende Menetekel des Nazifaschismus‘ kaum beschreiben.

Albert Schweitzer sollte zwei weitere Male das Wort an die Menschheit richten. Auch da tut er es nicht, um sich im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu profilieren. Den einen Anlass hatte ich eingangs schon angesprochen: Die durch das atomare Wettrüsten zwischen Ost und West in den fünfziger Jahren wachsende Gefahr eines Atomkrieges und die zunehmenden atomaren Versuchsexplosionen, die „*Kriegsschaden in Friedenszeiten*“ verursachten.

Von vielen Seiten gedrängt, konnte er sich letztlich nicht versagen, weltweit seine Stimme gegen die Atomgefahr zu erheben, einzig darauf bedacht, die Menschen aller Völker, insbesondere aber die der Atomkräfte aufzurütteln, ihnen die tödliche Bedrohungslage vor Augen zu führen und eine öffentliche Meinung gegen die Atomrüstung zu mobilisieren. In keinem seiner humanitären Bemühungen kommt Albert Schweitzer als Menschheitserzieher stärker zur Geltung als in seinen Appellen über Radio Oslo gegen die Atomgefahr. Nicht als einer, der emotional agitiert oder politische Forderungen erhebt. Sondern als einer der in aller Sachlichkeit, aber nicht weniger eindringlich, über die Gefahren informiert. Der sich aus innerer Wahrhaftigkeit heraus der Wahrheit verpflichtet weiß, die den Menschen

nicht vorenthalten werden darf, und der Idee der Humanität, die alle Völker verbindet.

Und schließlich rückt Schweitzer ein drittes Mal das Schicksal der Menschheit in den Fokus. Auch hier kam der Anstoß von außen. Gegen Ende seines Lebens, Dezember 1964, wurde der fast 90-Jährige in Lambarene von einem Arztkollegen gebeten, die Quintessenz seines Denkens in einer Kurzansprache zusammenzufassen. Dies solle, so das Anliegen, in Gestalt einer Schallplattenaufnahme als sein geistiges Vermächtnis an die Menschheit möglichst große Verbreitung finden. Und so gab Schweitzer seinem Schallplattenbeitrag den schlichten Titel: „*Mein Wort an die Menschen*“³², ohne den geringsten Zweifel daran zu lassen, dass der Adressat seines „Wortes“ kein geringerer ist als die Menschheit im ganzen. Schon im ersten Satz seines Vermächtnisses stellt er seine entscheidende Botschaft gleichsam wie einen Fanfarenstoß voran:

„Ich rufe die Menschheit auf zur Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben.“

Dann führt er aus, welche Konsequenz aus diesem Satz, dieser grundlegenden, alles umspannenden Leitidee folgt. Denn wer sich zur Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben, vor allem Leben, bekennt - so schließt Schweitzer unmittelbar an -, der kann nicht anders, als auf jegliche Unterscheidung von wertvollem und wertlosem, von nützlichem oder schädlichem Leben zu verzichten und allen Wesen, vom Menschen über das gesamte Tierreich bis zur Pflanzenwelt die gleiche Ehrfurcht entgegenzubringen wie dem eigenen. Und dann kommt er zu der Bewusstseins Tatsache, die niemand leugnen kann:

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“

Wer sich diesen immer wieder geradezu mantraartig zitierten Satz vergegenwärtigt, der „*erlebt das andere Leben in dem seinen*“, wie es Schweitzer ausführt. Und jedem wird ferner klar, dass es für die Unterscheidung von „*gut*“ und „*böse*“ nur ein Kriterium geben kann: Dass allein die Erhaltung und Förderung von Leben das Prädikat „*gut*“ verdient, hingegen dessen Schädigen oder Vernichten von Leben als „*böse*“ gelten muss.

Sie, liebe Leserin, lieber Leser, wissen es; in unzähligen Abhandlungen und Vorträgen wurde dies schon ausgeführt

und trotzdem wiederhole ich es an dieser Stelle – nicht nur, weil diese Ethik weit davon entfernt ist, in Herz und Sinn der Menschheit, uns selbst inbegriffen, verankert zu sein. Vor allem aber auch, weil Schweitzers großes Engagement in seinem achten Lebensjahrzehnt gegen die Atomrüstung und für die Erhaltung des Friedens in der Welt ohne diese Ethik mit all ihren Konsequenzen nicht vorstellbar gewesen wäre.

Das zeigt sich dann gleich im weiteren Fortgang seines „*Wortes an die Menschen*“, wo er auf das Kernproblem unserer Zeit zu sprechen kommt:

Die „*Gewalttätigkeit*“, die, wie er sagt, „*sich hinter der Lüge verbirgt und so unheimlich wie noch nie die Welt beherrscht*“.³³ Aber gegen die Gewalttätigkeit gibt es für ihn nur ein Heilmittel, und er beruft sich dabei auf Jesus` Bergpredigt und auf Paulus: Nicht etwa Gegengewalt oder noch größere Gewalt, sondern „*Friedfertigkeit*“ und „*Gütigkeit*“:

*„Alle gewöhnliche Gewalt in dieser Welt schafft sich selber eine Grenze, denn sie erzeugt eine Gegengewalt, die ihr früher oder später ebenbürtig oder überlegen sein wird. Die Gütigkeit aber wirkt einfach und stetig. Sie erzeugt keine Spannungen, durch die sie sich selbst aufhebt, sondern sie entspannt die bestehenden Spannungen, sie beseitigt Mißtrauen und Mißverständnisse. Indem sie Gütigkeit weckt, verstärkt sie sich selber. ... Unsere törichte Schuld ist, dass wir nicht ernst zu machen wagen mit der Gütigkeit“.*³⁴

Unsere Fehleinschätzung der Wurzeln von Gewalt bzw. Gewaltlosigkeit führt nach Schweitzer zwangsläufig in „*die Not ..., in der wir bis heute leben ...: die Gefährdung des Friedens*“.³⁵ Daher ist es für ihn ein Irrglaube, man könne „*den Gegner durch atomare Aufrüstung abschreck(en)*“ oder durch fortgesetztes Wettrüsten in Atomwaffen die Gefahr eines Atomkrieges abwenden.

Schließlich folgt Schweitzers entscheidendes Credo seiner Friedensbemühungen, das über die Atombedrohung hinaus jedwede Form militärischer Auseinandersetzung umfasst:

*„Ich bekenne mich zu der Überzeugung, daß wir das Problem des Friedens nur dann lösen werden, wenn wir den Krieg aus einem ethischen Grunde verwerfen, nämlich weil er uns der Unmenschlichkeit schuldig werden läßt“.*³⁶

Was Schweitzer uns Nachgeborenen mit seinem abschließenden „*Wort an die Menschen*“ mit allem Nachdruck ins Stammbuch

schreibt, war – um es nochmals zu betonen - erwachsen aus seiner „großen Sorge um die Zukunft der Menschheit“.³⁷

Diese große Sorge trieb ihn vor allem in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten um. Seine Idee der Ehrfurcht vor allem Leben ließ ihn nicht ruhen, sich in Wort und Tat für eine bessere, friedvolle Welt einzusetzen.

Schlussbemerkung

Der bekannte Tübinger Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger schrieb einmal in einem Brief an seinen damals 88-jährigen Freund Albert Schweitzer:

*„Niemand wird sich dem Drang entziehen können, darüber nachzudenken, wie die großen Aufgaben, die Du Dir gestellt hast – nein! Zu denen der Herr Dich berufen hat, - in einem Sinnzentrum wurzeln: Theolog (lieber ‚Seelsorger‘), Kulturphilosoph, Meister in der Sprache der Musik ..., Arzt – nun auch noch mahnender Politiker!! – das alles ist doch innerlich verbunden durch den Willen, die Menschen zu veredeln. Also könnte ich hinzufügen: ‚auch Pädagog!‘ ...“.*³⁸

Dem Arzt Schweitzer ging es nicht allein um eine Behebung körperlicher oder seelischer Leiden der einzelnen Menschen, so sehr dies den Spitalalltag beherrschte. Es stand für ihn immer auch dessen ethisch-geistige Läuterung und Gesundung auf dem Spiel, – eine auf die wahre Menschlichkeit des Menschen zielende Therapie. Von Anfang an, d.h. schon in seiner Studentenzeit, als er von einer späteren ärztlichen Tätigkeit noch gar nichts ahnte, war es ihm um eine kritische Diagnose dessen zu tun, woran die Menschen seiner Zeit geistig-kulturell krankten. Und als in Lambarene tätiger Arzt ging ihm zunehmend auf, dass zur ethischen Gesundung der Menschen eine entsprechende geistige Therapie vonnöten war, die im „Arzneischrank“ der von ihm begründeten Ehrfurchtsethik zu finden ist.

*„Wir sind alle miteinander geistig krank, weil es uns an vernünftiger Denkweise fehlt. Es gibt kein anderes Heilmittel als die Ehrfurcht vor dem Leben, und zu ihr müssen wir gelangen.“*³⁹

Als einer, der hellseherisch die Epidemie der Unmenschlichkeit weltweit um sich greifen sah, die sich in seinem letzten Lebens-

jahrzehnt in der Atomgefahr zuspitzte, hatte Schweitzer als Denker und Schriftsteller zugleich die Läuterung und Gesundung des Organismus‘ der ganzen Menschheit im Blick:

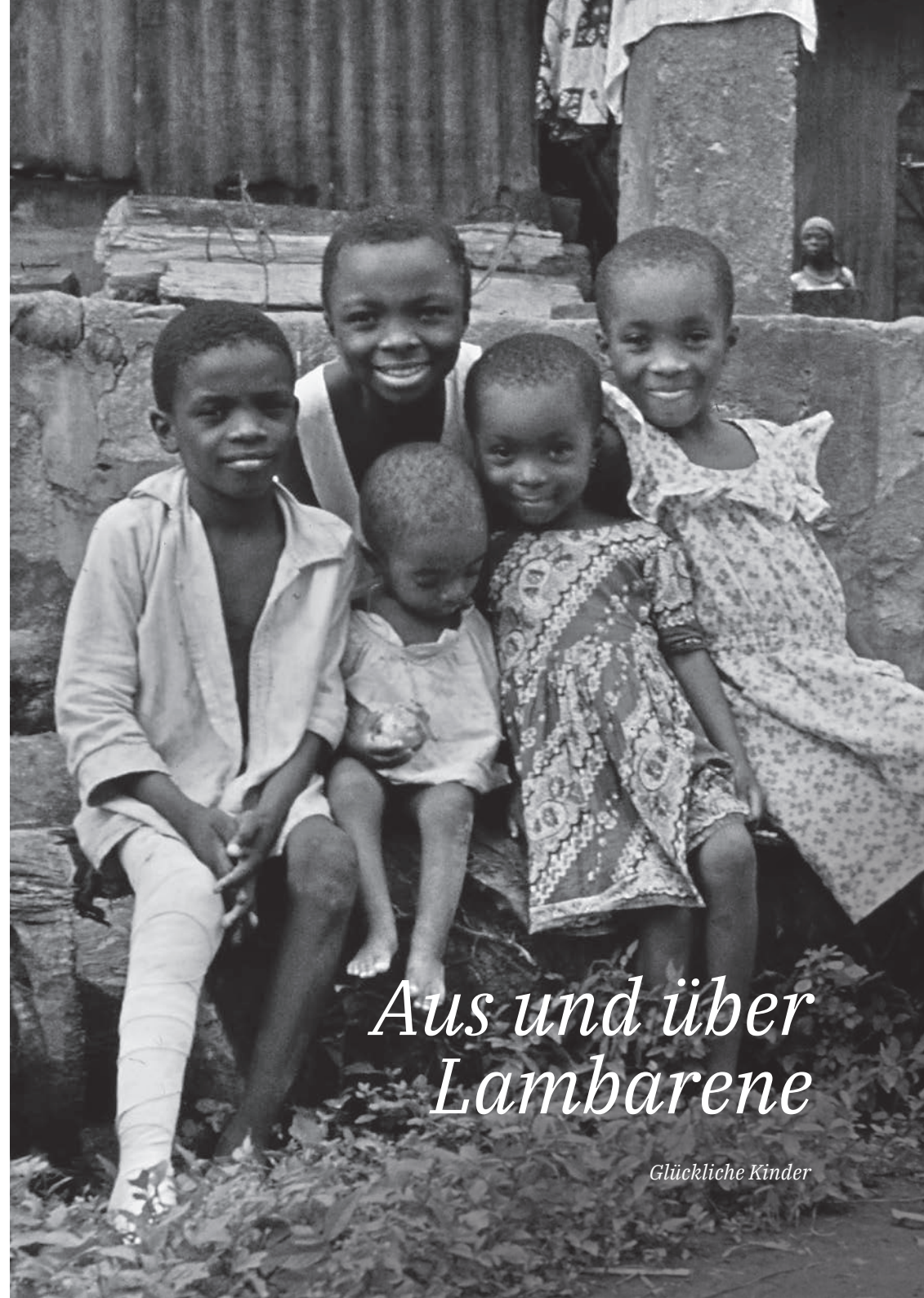
*„Es ist meine tiefe Überzeugung, dass wir Ärzte, die wir uns um die Erhaltung von Leben bemühen, in besonderer Weise berufen sind, die Menschen zur Ehrfurcht vor dem Leben zu erziehen und dadurch die Menschheit zur höheren geistigen und ethischen Gesinnung gelangen zu lassen, durch die sie befähigt wird, die schweren Probleme unserer Zeit zu verstehen und zu lösen.“*⁴⁰

Die grenzenlose Verantwortung für das gefährdete Leben war für Schweitzer der entscheidende Antrieb, an die ethische Gesinnung der Menschheit zu appellieren, wo immer er ihr Gehör findet. Insofern ist es nicht zu hoch gegriffen, ihm den Rang eines „Menschheitserziehers“ zuzusprechen – ein Prädikat, das, wie nicht zuletzt vorstehendes Zitat belegt, seinem Selbstverständnis voll und ganz entsprach.

Anmerkungen

- 1 Bettina Sänger, Ammersbek, Leserbrief in der Zeitschrift Publik-Forum 03/2025, S. 63, zu einem Interview „150. Geburtstag von Albert Schweitzer. Eine Lichtgestalt mit dunklen Seiten“ in der Ausgabe 01/2025, S. 34–36.
- 2 Zager, Werner (Hrsg.): Albert Schweitzer. Theologischer u. philosophischer Briefwechsel 1900 – 1965. Werke aus dem Nachlaß, hrsg. v. Richard Brüllmann, Erich Gräßer u.a., München 2006, S. 240f.
- 3 Suermann, Thomas: Albert Schweitzer als „homo politicus“, Berlin 2012, S. 199, vgl. S. 191f.
- 4 Ebd., S. 191.
- 5 Schweitzer, Albert: Aus meiner Kindheit und Jugendzeit, München 1985, S. 26.
- 6 Schweitzer, Albert: Aus meinem Leben und Denken, Hamburg, 1990, S. 65.
- 7 Brief an Helene vom 26. Febr. 1905, in: Albert Schweitzer – Helene Bresslau. Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902-1912, hrsg. v. Rhena Schweitzer Miller u. Gustav Woytt, München 1992, S. 82.
- 8 Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken, S. 24.

- 9 Brief an Helene vom 1. Dez. 1902, in: Briefwechsel Schweitzer – Bresslau, S. 31.
- 10 Brief an Helene vom 3. März 1903, ebd., S. 35.
- 11 Schweitzer promovierte in Philosophie über „Die Religionsphilosophie Immanuel Kants“.
- 12 Brief an Helene vom 21. Dez. 1902, in: Briefwechsel Schweitzer – Bresslau, S.32.
- 13 Brief an Helene vom 19. Januar 1904, ebd., S. 58.
- 14 Brief an Helene vom 21. Dez. 1904, ebd., S. 78.
- 15 Brief an Helene vom 26. Febr. 1905, ebd., S. 82.
- 16 Vgl. Brief an Helene vom 9. Juli 1905, ebd., S. 100.
- 17 Brief an Helene vom 10. April, 1905, ebd., S. 87.
- 18 Brief an Helene vom 9. Juli 1905, ebd., S. 100.
- 19 Brief Helenes an Albert vom 2. Januar, 1910, ebd., S. 268.
- 20 Brief Helenes an Albert vom 5. Januar, 1910, ebd., S. 269.
- 21 Brief an Helene vom 20. Mai, 1905, ebd., S. 94.
- 22 Siehe Albert Schweitzer: Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas, München 1995 und ders.: Briefe aus Lambarene 1924-1927, München 2009.
- 23 Albert Schweitzer, Gesammelte Werke in fünf Bänden, Zürich o.J., Bd. 5 (GW 5), S. 472.
- 24 Albert Schweitzer, Gesammelte Werke Bd. 5, hrsg. v. Rudolf Grabs, S. 475.
- 25 Ebd., S. 483.
- 26 Ebd., S. 477, vgl. S. 539.
- 27 Ebd, S. 542.
- 28 Vgl. Oermann, Nils Ole: Albert Schweitzer. Eine Biographie. München 2009, S. 307, 310f. Oermann kommt über bloße Behauptungen und Unterstellungen, Schweitzer habe sich selbst inszeniert, nicht hinaus. Überzeugende Belege bleibt er schuldig.
- 29 Albert Schweitzer: Was sollen wir tun? 12 Predigten über ethische Probleme, Heidelberg 1986, Zweite Predigt über den Besitz, S. 108.
- 30 Goetherede zum 100. Todestag, GW 5, S. 505
- 31 Goetherede zum 100. Todestag, GW 5, S. 507.
- 32 Der Beitrag ist im Originalton Schweitzers auf CD erhältlich.
- 33 Schweitzer, Albert: Mein Wort an die Menschen. In: Menschlichkeit und Friede. Kleine philosophischethische Texte, hrsg. v. Gerhard Fischer, Berlin 1991, S. 199.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd., S. 200.
- 36 Ebd.
- 37 Zitiert n. Schweitzers Brief an den finnischen Probst Matti Muskonen vom 22.10.61. In: Albert Schweitzer: Leben, Werk und Denken 1905-1965 mitgeteilt in seinen Briefen, hrsg. v. Hans Walter Bähr, Heidelberg 1987, S. 302.
- 38 Brief vom 17.7.1963 Zit. n. Schweitzer: Theolog.-philos. Briefwechsel, hrsg. v. W. Zager, S. 726.
- 39 Zit. n. Erich Gräßer (Hrsg.): Ehrfurcht vor den Tieren, München 2006, S. 92.
- 40 Hans Walter Bähr (Hrsg.): Albert Schweitzer – Leben, Werk und Denken, Brief vom Apr. 1959 an den Japanischen Ärztekongress, S. 282.



Aus und über Lambarene

Glückliche Kinder



Bananentransport

Daniel Neuhoff

Landwirtschaft und Ernährung im historischen Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene

Wenn man sich mit dem Lebenswerk Albert Schweitzers befasst, wird man schnell von dessen Facettenreichtum – dem Leitmotto dieses Rundbriefs – und seiner Tiefe überwältigt. Dennoch lässt sich sein Wirken vereinfacht in eine geistige und eine praktische Komponente unterteilen. Sein geistiges Erbe ist eindrucksvoll in seinen kulturphilosophischen Schriften, aber auch in seinen theologischen Werken und zahlreichen Predigten dokumentiert – eine schier unerschöpfliche Inspirationsquelle für alle.

Als gelebte Wirklichkeit stand für Schweitzer jedoch sein Spital in Lambarene (HAS = Hôpital Albert Schweitzer) im Mittelpunkt. Über einen Zeitraum von 52 Jahren, mit einigen Unterbrechungen, nahm es bis zu seinem Tod im Jahr 1965 den größten Teil seiner Schaffenskraft in Anspruch. Sein Alltag war geprägt vom medizinischen Betrieb des Spitals, einschließlich der aufwändigen, aber unverzichtbaren Beschaffung von Medikamenten aus Europa sowie den fortwährenden Bauarbeiten, die angesichts des tropischen Klimas für den Erhalt der Gebäude-substanz unerlässlich waren.

Wer sich in diese Welt vertiefen möchte, dem seien Albert Schweitzers Mitteilungen aus Lambarene empfohlen, die zwischen 1924 und 1926 zunächst als Serie in der Zeitschrift „Die Christliche Welt“ erschienen und später in Buchform veröffentlicht wurden. Ebenso lesenswert ist das 1921 publizierte Werk „Zwischen Wasser und Urwald“ aus seiner Feder. Beide Texte vermitteln anschaulich die frühen Jahre seines Wirkens in Lambarene. Im Vergleich dazu zeichnen sich die Spitalsberichte aus den 1930er Jahren durch eine nüchternere, stärker sachlich-medizinisch geprägte Sprache aus, die den wachsenden institutionellen Charakter des Spitals und die zunehmende Komplexität des medizinischen Alltags widerspiegelt.

Eine besondere Herausforderung stellte auch die Ernährung der Spitalmitarbeiter und Patienten dar – insbesondere in den 1920er Jahren und während des Zweiten Weltkriegs, als die ohnehin prekäre Versorgungslage im damaligen Französisch-Äquatorialafrika durch globale Handelsstörungen und strukturelle Defizite zusätzlich belastet wurde. Die Region war dünn besiedelt, die wenigen wirtschaftlichen Zentren lagen weit auseinander, und Transportmöglichkeiten waren begrenzt. Nahrungsmittel mussten entweder lokal produziert oder über weite Strecken per Boot – und später über rudimentäre

Straßen – herangeschafft werden. Gleichzeitig war die lokale Wirtschaft stark auf den Export von Tropenholz fokussiert, insbesondere auf Arten wie Okoumé, Azobé und Limba. Viele Männer arbeiteten damals in der Region als Holzfäller oder im Transportwesen, wodurch es an Arbeitskräften in der Landwirtschaft mangelte. Diese Kombination aus geografischer Isolation, infrastrukturellen Engpässen und Arbeitskräftemangel machte eine verlässliche Ernährungslage für das Spital in Lambarene zu einem ständigen Balanceakt. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die vielfältigen Eigeninitiativen Albert Schweitzers erklären – etwa der Anbau von Maniok, Bananen und anderen Grundnahrungsmitteln –, auf die im weiteren Verlauf dieses Beitrags näher eingegangen wird.

Ziel dieses Beitrags ist es, einen Einblick in die Ernährungsbedingungen im Spital von Lambarene während der Lebenszeit Albert Schweitzers zu geben – ohne dabei den Anspruch einer systematischen wissenschaftlichen Untersuchung zu erheben. Da dieser Zeitraum beinahe ein halbes Jahrhundert umfasst und verschiedene Personengruppen – v. a. Mitarbeitende und Patienten – betrifft, kann kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden. Vielmehr soll der Beitrag zentrale Herausforderungen der Ernährungssicherung unter tropischen Bedingungen skizzieren und diese im Lichte von Schweitzers ethischen Grundüberzeugungen kritisch reflektieren.

Der Beitrag beginnt mit einer kurzen Beschreibung der natürlichen Bedingungen für die Lebensmittelerzeugung im damaligen Französisch-Äquatorialafrika. Dabei werden die klimatischen und geographischen Gegebenheiten beleuchtet, die den Anbau und die Verfügbarkeit von Nahrungsmitteln bestimmen. Anschließend folgt eine Darstellung der wichtigsten lokal produzierbaren Lebensmittel tierischer und pflanzlicher Herkunft, die für die Ernährung der Spitalgemeinschaft von Bedeutung waren.

Ein besonderes Augenmerk liegt auf der Ernährung der in Lambarene lebenden Europäer, deren Essgewohnheiten sich teils stark von denen der einheimischen Bevölkerung unterscheiden. In diesem Zusammenhang wird auch die Rolle von Lebensmittelimporten betrachtet, die trotz logistischer Herausforderungen eine wesentliche Ergänzung zur lokalen Nahrungsvorsorgung darstellten.

Dieser Exkurs leitet über zu einer Beschreibung eines zentralen sozialen Begegnungsortes im Schweitzer-Spital: dem Refektorium, das bis heute in Betrieb ist und als gemeinsamer Speiseraum eine wichtige Funktion hatte.

Abschließend wird das persönliche Ernährungsverhalten Albert Schweitzers betrachtet, insbesondere im Hinblick auf die Frage, ob er Vegetarier war. Dabei werden sowohl zeitgenössische Berichte als auch Schweitzers eigene Aussagen herangezogen, um seinen Umgang mit Ernährung im Kontext seiner ethischen Überzeugungen nachzuvollziehen.

Standortbedingungen in Äquatorialafrika

Weit vor Fischfang und Jagd stellen Ackerbau und Viehzucht weltweit den maßgeblichen Teil der menschlichen Ernährung sicher. Dies galt in eingeschränktem Maße auch für den Großraum Lambarene in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zwar bot der Ogowe als mittelgroßer Fluss schon immer reichlich Fisch, und das damals noch urwaldreichere Umland ermöglichte die Jagd auf Wild, doch spielte die landwirtschaftliche Produktion ebenfalls eine bedeutende Rolle.

Die natürlichen Voraussetzungen für den Anbau von Nahrungspflanzen sind in den Tropen grundsätzlich günstig. Die hohe Lichteinstrahlung, die ganzjährige Vegetationsperiode und die reichlichen Niederschläge – in Lambarene etwa 2000 mm jährlich – begünstigen das Pflanzenwachstum. Allerdings sind die Böden in vielen Gebieten nur begrenzt produktiv, da Nährstoffe durch die starken Regenfälle rasch ausgewaschen werden und Humusaufbau schwierig ist. Ohne gezielte Maßnahmen zur Bodenverbesserung, wie etwa Stallmistdüngung, bleibt die landwirtschaftliche Ertragsfähigkeit oft gering.

Dennoch wurden und werden in Lambarene klassische tropische Kulturen angebaut, die in erheblichem Umfang zur Kalorienversorgung der Menschen im Spital beigetragen haben. An erster Stelle zu nennen sind hier Dessert- und Kochbananen sowie der Maniok. Schweitzer wies wiederholt auf die besondere Bedeutung dieser beiden Kulturarten zur Ernährungssicherung vor allem der afrikanischen Patienten hin, da diese, wie später ausgeführt wird, zum importierten Reis ein ambivalentes Verhältnis hatten.

Kochbananen

Die Kochbanane (*Musa × paradisiaca* L.) stammt ursprünglich aus Südostasien, ist heute jedoch in vielen tropischen Regionen wie Afrika, Mittel- und Südamerika weit verbreitet. Sie gedeiht besonders gut in warmem, feuchtem Klima und benötigt gut durchlässige Böden. Die Vermehrung erfolgt vegetativ über Ableger, was ihren Anbau erleichtert. Kochbananen sind reich an Kohlenhydraten, insbesondere Stärke, sowie Ballaststoffen, Kalium und Vitamin A. In roher Form sind sie aufgrund ihres mehligem, unangenehmen Geschmacks ungenießbar, wie jeder Tropenbesucher vermutlich bereits am eigenen Gaumen erfahren hat, da sie von der Dessertbanane optisch kaum zu unterscheiden sind. In der Küche werden sie meist gekocht, gebraten oder frittiert und dienen als sättigende Beilage oder Basis für verschiedene Gerichte wie Pürees, Suppen und Eintöpfe. Der entscheidende Vorteil von Kochbananen ist deren ganzjährige Verfügbarkeit zu günstigen Preisen sowie deren ernährungsphysiologischer Wert, der auch am Spital geschätzt wurde. Ein bekannter Bananenbeschaffer für das Spital war ab den späten 1950er Jahren Siegfried Neukirch, der als freiwilliger Helfer tätig war und mit einem von Daimler Benz gespendeten Laster wöchentliche Einkaufsfahrten in der Umgebung von Lambarene unternahm.

Maniok

Maniok (*Manihot esculenta*), auch Cassava genannt, ist eine wichtige Nahrungspflanze, die ursprünglich aus Südamerika stammt und heute vor allem in Afrika und Asien angebaut wird. Die Pflanze ist besonders widerstandsfähig gegenüber Trockenheit und gedeiht auch in nährstoffarmen Böden. Sie wird über Stecklinge vermehrt und benötigt zwischen sechs und zwölf Monate bis zur Ernte. Die stärkehaltige Wurzel enthält nur wenig Eiweiß. Da roher Maniok giftige Blausäure enthält, muss er vor dem Verzehr entsprechend verarbeitet werden, beispielsweise durch Kochen, Fermentieren oder Trocknen. Frische Maniokwurzeln sind nur wenige Tage haltbar und müssen daher schnell verarbeitet oder zu Mehl getrocknet werden. In der Küche wird Maniok als Brei, in Suppen oder frittiert verwendet. Die Blätter

sind reich an Vitamin C und werden als Gemüse verwendet. In tropischen Regionen ist Maniok ganzjährig verfügbar und ist ein wichtiger Pfeiler der Ernährungssicherung in der Eigenbedarfslandwirtschaft.

Ölpalme

Wichtigste Fettlieferantin für das Spital war die Ölpalme (*Elaeis guineensis*). Sie stammt ursprünglich aus Westafrika, wird jedoch heute vor allem in tropischen Regionen Südostasiens, insbesondere in Malaysia und Indonesien, sowie in Afrika angebaut. Zusammen mit den bereits genannten Kohlenhydratlieferanten wurde sie früher auf dem Spitalgelände angebaut. Sie benötigt ein warmes, feuchtes Klima sowie tiefgründige Böden und wird entweder über Samen oder Setzlinge vermehrt. Die ersten Früchte können nach etwa drei bis vier Jahren geerntet werden. Palmöl, das aus den Früchten der Ölpalme gewonnen wird, ist reich an gesättigten und einfach ungesättigten Fettsäuren sowie an Vitamin E und Carotinoiden. Aufgrund seines hohen Kaloriengehalts ist es eine wichtige Energiequelle in vielen tropischen Ländern. Rohes Palmöl kann bei kühler und dunkler Lagerung mehrere Monate haltbar bleiben, während raffiniertes Palmöl noch länger verwendbar ist. Heutzutage produzieren Länder wie Indonesien und Malaysia in großem Umfang Palmöl für die Weltmärkte, zum Teil nach Abholzung tropischer Regenwälder.

Nahrungsmittelversorgung am HAS

Auf dem Gelände des HAS wurden diese drei Kulturen jedenfalls über Jahrzehnte in variablem Umfang, zum Teil auch von Angehörigen von Patienten, als Gegenleistung für die Behandlung angebaut. Gleichwohl blieb das Spital einer jüngeren Studie von Zumthurn (2020) zufolge vom Reisimport abhängig. Dieser ist aus einer Vielzahl von Gründen noch heutzutage neben Weizen und Mais eine der drei wichtigsten Kulturarten für die Welternährung, v.a. in Südostasien und generell in einkommensschwachen Haushalten. Ein Vorteil des Reisanbaus liegt in seiner vergleichsweise einfachen Anbautechnik – selbst über längere Zeiträume hinweg in

Form von Monokulturen. Zudem zeichnet er sich durch eine hohe Produktivität, eine für viele Menschen angenehme Schmackhaftigkeit sowie eine vielseitige Verwendbarkeit aus. Ein weiterer entscheidender Vorteil gegenüber Maniok und Kochbananen ist seine mehrjährige Lagerfähigkeit, die eine langfristige Vorratshaltung ermöglicht. Laut Zumthurm (2020) sah Schweitzer die Versorgung der afrikanischen Patienten mit Reis kritisch, da diese Maniok und Kochbananen seinen Beobachtungen zufolge besser vertrugen – ein Befund, der durch die bekannten ernährungsphysiologischen Nachteile von poliertem Reis zusätzlich Gewicht erhält. Mitte der 1920er Jahre war die Beriberi-Krankheit, verursacht durch einen Mangel an Vitamin B1 (Thiamin), in der Region Lambarene weit verbreitet. Der übermäßige Konsum von geschältem poliertem Reis, ohne ausreichende Ergänzung durch thiaminreiche Lebensmittel, begünstigte diesen Mangelzustand erheblich.

Vor diesem Hintergrund bemühte sich Schweitzer um eine möglichst vielseitige Ernährung im Spital. Neben dem lokalen Anbau von Grundnahrungsmitteln wie Maniok und Kochbananen spielte auch der Einsatz von getrocknetem Fisch eine Rolle – sowohl als leicht lagerbare Eiweißquelle als auch zur Vorbeugung von Mangelerscheinungen. Der Ogowe-Fluss bot eine Vielzahl an essbaren Süßwasserfischen, darunter Tilapia-Arten (*Coptodon spp.*), Afrikanischer Raubwels (*Clarias gariepinus*), Alestiiden (z. B. *Brycinus*), Nilhecht (*Gymnarchus niloticus*) und Buntbarsche (*Hemichromis*). Diese Fische wurden entweder frisch zubereitet oder getrocknet und konserviert, wobei insbesondere die Innereien thiaminreich sein konnten – sofern sie nicht durch Trocknung oder Erhitzung zerstört wurden. Die gezielte Nutzung lokal verfügbarer Fischarten ergänzte Schweitzers Strategie, durch eine angepasste und diversifizierte Ernährung die gesundheitlichen Risiken einseitiger Ernährung zu mildern.

Zur weiteren Diversifizierung des Nahrungsangebots – insbesondere im Hinblick auf die Versorgung mit Vitaminen – wurden ab Mitte der 1920er Jahre auf dem Spitalgelände verschiedene Obstsorten kultiviert, zunächst vor allem Dessertbananen und Brotbäume. In den 1930er Jahren kamen laut Zumthurm (2020) noch Papayas, Mangos, Avocados, Zitronen, Mandarinen und Orangen hinzu, an denen sich alle frei bedienen konnten. Diese auf Schweitzers Initiative

zurückgehenden Pflanzungen zeugen in besonderer Weise von seinem feinsinnigen Verständnis von Fürsorge, das weit über die unmittelbare medizinische Betreuung hinausging. Infolge des Zweiten Weltkriegs verloren viele Holzarbeiter ihre Beschäftigung. Als Reaktion darauf ließ Schweitzer den Obstbau in den 1940er Jahren deutlich ausweiten und bot den Arbeitslosen auf einer Fläche von rund 90 Hektar neue Beschäftigung – eine Maßnahme, die soziale Verantwortung mit praktischer Versorgung verknüpfte (Zumthurm 2020).

Ernährung der europäischen Mitarbeiterschaft

Wer noch nie tropisches Klima am eigenen Leib erfahren hat, kann, noch weniger als jemand der dieses zumindest einmal erlebt hat, eine halbwegs realistische Vorstellung davon entwickeln, was es hieß, in der damaligen Zeit, vor allem in den 1920er und 30er Jahren, als Europäer in der äquatorialen Hitze gelebt und gearbeitet zu haben. Diese führte Berichten zufolge bei Mitarbeitern zu Appetitlosigkeit, die auch an den für den europäischen Gaumen teilweise ungewohnten Nahrungsmitteln lag. Einen lebendigen Eindruck hierzu verschafft die Lektüre eines jüngst erschienenen Buches von Mabika et al. (2024), aus dem nachfolgend zitiert wird:

„Das europäische Personal vermisste die vertrauten Speisen. Die Gerichte im Spital hoben oft die Stimmung, wenn sie an heimatische Geschmäcker erinnerten. Emma Haussknecht schrieb 1927: ‚Nie können Bataten oder Tarrow-Wurzeln dauernd die Kartoffeln ersetzen, ebensowenig wie Tarrow-Blätter oder grüne Papaya dem europäischen Spinat gleichkommen‘. 1949 notierte die für den Gemüsegarten zuständige Pflegerin in ihrem Tagebuch: ‚alles wäre eigentlich gut und schön, doch nach Kartoffeln, Käse und Wurst habe ich oft ein sehnliches Verlangen!‘ Auch in den 1960er Jahren vermissten die Pflegerinnen die heimische Küche, vor allem ihre übliche Dosis Fleisch. Diese häufigen Beschwerden sind umso bemerkenswerter, als Waren aus Übersee regelmäßig auf den europäischen Tisch kamen. Außerdem wurde in den Gärten des Spitals hauptsächlich in Europa bekanntes Gemüse angebaut, und die Früchte der Plantagen bereitete man auf eine Weise zu, die dem Personal vertraut war.“

Hierzu gehörten auch Kohl und Tomaten, welche den Abwechslungsreichtum der zubereiteten Speisen erhöhten und auch in verarbeiteter Form wie Sauerkraut oder Tomatensauce auf die Teller kamen.

Ein ergänzender Blick in die bereits zitierte Studie von Mabika et al. (2024) zeigt, welche zentrale Rolle Gartenbau und Obstplantagen im Alltag des Spitals spielten – weit über ihre ernährungsphysiologische Bedeutung hinaus. Der Garten war dieser zur Folge nicht nur Ort der Nahrungsmittelproduktion, sondern zugleich ein Spiegel kolonialer Ordnungsvorstellungen. Während europäische Pflegekräfte offiziell die Verantwortung trugen, wurde die tägliche Arbeit zumeist von afrikanischen Gärtnern, Patienten und ihre Begleitern geleistet – unter ihnen viele, die sich mit Geschick und Erfahrung in die Pflege der Anlagen einbrachten.

Noch bedeutsamer als die Gemüsebeete waren die großflächigen Plantagen, die unter Schweitzers Leitung stetig erweitert wurden. Mitte der 1940er Jahre umfassten sie rund 90 Hektar: eine vielfältige Kulturlandschaft mit Mango-, Papaya- und Brotfruchtbäumen sowie Ölpalmen. Ihre Pflege erforderte große Sorgfalt – nicht zuletzt, um die jungen Pflanzen vor frei laufenden Tieren zu schützen. Ein Teil der Ernte diente der Eigenversorgung, Überschüsse – insbesondere Palmöl – wurden jedoch auch verkauft, um Grundnahrungsmittel wie Reis zu finanzieren. Die Ölgewinnung selbst war vor allem Frauenarbeit und erforderte große körperliche Anstrengung. Dennoch galt sie als integraler Bestandteil des Alltags und verkörperte in Schweitzers Augen den „Lambarene-Geist“ – eine Verbindung von Arbeit, Gemeinschaft und Fürsorge. Ein weiteres Zeugnis dieses Lambarene-Geistes geben die gemeinsamen Mahlzeiten im Refektorium ab, die von Mabika et al. 2024 wie folgt geschildert werden.

Das Refektorium

„Die gemeinsamen Mahlzeiten im Speisesaal waren ein zentraler Bestandteil des sozialen Lebens der Europäerinnen und Europäer im Spital. Afrikanerinnen und Afrikaner waren hier nur als

Dienstpersonal anwesend. Da dies eine der wenigen Gelegenheiten war, bei denen das gesamte europäische Personal zusammenkam, wollte Schweitzer mit den gemeinsamen Mahlzeiten den Zusammenhalt festigen und den ‚Lambarene-Geist‘ pflegen. Nach seinem bislang längsten ununterbrochenen Aufenthalt in Gabun reiste er im Oktober 1948 nach zehn Jahren wieder einmal nach Europa. Als er ein Jahr später zurückkehrte, musste er feststellen, dass es während seiner Abwesenheit zu ‚Parteiungen‘ gekommen war. Was Schweitzer besonders ärgerte, war, dass nicht alle an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen wollten. ‚Und es kam wieder die alte Blödheit auf, dass wenn eines sich beleidigt fühlte oder trotzte, es auf seinem Zimmer blieb, und sich das Essen aufs Zimmer bringen ließ, tagelang‘, schrieb er an Martin. (gemeint ist Emmy Martin, der Verf.) Das gemeinsame Essen war für Schweitzer also zentral, um die zwischenmenschlichen Beziehungen, gegenseitigen Respekt und Verständnis im Spital zu stärken und so den ‚Lambarene-Geist‘ aufrechtzuerhalten.“

Interessanterweise gehörte zum Speiseplan der europäischen Mitarbeiterschaft auch Brot. Mabika et al. 2024 schreiben dazu:

„Schon in den Anfängen des Spitals wurde Mehl importiert, um vor Ort Brot zu backen. In den späten 1920er Jahren schaffte man einen gemauerten Ofen an, der den bis dahin genutzten Termitenhügel-Ofen ersetzte. Brot, gebacken mit amerikanischem Mehl, blieb ein Grundnahrungsmittel und war ein zentraler Bestandteil der meisten Mahlzeiten.“

Dass unter den herausfordernden Bedingungen vor Ort eine derart kontinuierliche Versorgung gewährleistet war – mit importierten Lebensmitteln, selbst gebackenem Brot und einer funktionierenden Küchenstruktur –, spricht für Schweitzers außergewöhnliches Organisationsgeschick und seinen unermüdlichen Einsatz, und natürlich auch für die breite Unterstützung, die das HAS vorwiegend aus Europa erhielt. Wie bereits angedeutet, standen im Hôpital Albert Schweitzer nicht nur Fisch, sondern auch Fleisch auf dem Speiseplan – was unweigerlich zur Frage zurückführt, wie Schweitzer selbst zum, insbesondere in kirchlichen Kreisen auch heute noch als normal angesehenen, Verzehr geschlachteter Tiere stand.

Schweitzers Umgang mit dem Fleischverzehr

Die eingangs gestellte Frage, ob Albert Schweitzer Vegetarier gewesen sei, lässt sich klar verneinen. Zwar war ihm der ethische Zwiespalt, das eigene Leben auf Kosten anderer Lebewesen zu führen, zutiefst bewusst. Diesen inneren Konflikt – von ihm als „*Selbstentzweiung des Willens zum Leben*“ beschrieben – erlebte er nicht nur beim Verzehr von Fleisch, sondern sogar beim Füttern seiner Pelikane mit lebenden Fischen. Aus seiner Sicht war auch der Verzehr pflanzlicher Nahrung nicht unproblematisch, da seine Ethik des Respekts vor dem Leben keinerlei Rangordnung zwischen verschiedenen Lebensformen anerkennt: Auch Pflanzen besitzen Leben und verdienen Rücksicht. Schweitzer selbst prägte hierfür den Ausdruck „*Ehrfurcht vor dem Leben*“ – ein Begriff, der sich nur schwer in andere Sprachen übertragen lässt. Im Deutschen verbindet das Wort „Ehrfurcht“ zwei scheinbar gegensätzliche Haltungen: ehren im Sinne von achten und wertschätzen, und fürchten im Sinne einer scheuen Anerkennung der Größe, Fremdheit oder Unverfügbarkeit des anderen. In diesem Spannungsverhältnis liegt der Kern von Schweitzers Ethik: Jedes Leben verdient Achtung – gerade auch, weil es in seinem Anderssein nicht völlig verstehbar und damit letztlich unantastbar bleibt.

Vermutlich erschien ihm das Töten von Pflanzen dennoch als das kleinere Übel – auch deshalb, weil tierische Nahrung in vielen Fällen eine große Menge pflanzlicher Ressourcen erfordert, sei es in Form von Futtergetreide oder Grünmasse. Zwar können insbesondere Wiederkäuer Pflanzen verwerten, die für den Menschen ungenießbar sind, doch geht bei der Umwandlung pflanzlicher in tierische Energie ein erheblicher Teil in den Erhaltungsstoffwechsel des Tieres ein. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass eine Grasweide durch das Beweiden durch Rinder oder Ziegen nicht zerstört wird – im Gegenteil: Die Pflanze bleibt bestehen und wächst nach. Damit relativiert sich im Fall von Wiederkäuern der Gegensatz von „*fressen und gefressen werden*“, der Schweitzers Denken so stark geprägt hat. Gleichwohl erfordert Milchproduktion die regelmäßige Trächtigkeit der Muttertiere, was unweigerlich zu männlichen Nachkommen führt, die im System nicht gebraucht werden.

Ein Vegetarier im strengen Sinn war Schweitzer dennoch nicht. Anders als etwa Pythagoras (ca. 570 bis 500 v. Chr.), der den Fleischverzicht metaphysisch mit der Seelenwanderung begründete und zugleich ganz praktisch argumentierte, dass tierische Produkte wie Ziegenmilch und Käse den Fleischkonsum überflüssig machten, blieb Schweitzer den Essgewohnheiten seiner Herkunft verhaftet. Er stammte aus dem Elsass – einer Region, die bis heute durch eine fleischbetonte Küche geprägt ist. Zwar berichten Zeitzeugen, dass er im Alter kaum noch Fleisch zu sich nahm, doch war im tropischen Afrika eine vegetarische Lebensweise kaum praktikabel. Die lokale Versorgungslage erforderte pragmatische Kompromisse; eine rein pflanzliche Ernährung hätte angesichts begrenzter Eiweißquellen und lebenswichtiger Mikronährstoffe rasch zu Mangelerscheinungen geführt. Schweitzers Ernährungsverhalten war insofern Ausdruck einer permanenten Gratwanderung zwischen ethischem Anspruch und realen Bedingungen – getragen aber stets von dem Bemühen um eine möglichst bewusste, leidvermeidende Lebensweise.

Resümee

Der Blick auf Ernährung und Landwirtschaft im historischen HAS in Lambarene eröffnet eine bislang wenig beachtete Dimension von Albert Schweitzers Wirken. Sein lebenspraktisches Engagement war nicht nur organisatorisch bemerkenswert, sondern zeugt auch von tiefer Menschenkenntnis. Er verstand, dass Ernährung weit mehr ist als bloße Versorgung – sie stiftet Identität, schafft Gemeinschaft und trägt wesentlich zur seelischen Stabilität bei. Diese psychologische Dimension, die Bedeutung gemeinsamer Mahlzeiten für das soziale Miteinander, bezog Schweitzer bewusst in sein Wirken ein – eine feinsinnige, oft übersehene Facette seines praktischen Humanismus.

Vor diesem Hintergrund erscheinen die gelegentlich erhobenen pauschalen Vorwürfe aus heutiger Perspektive als problematisch. Sie ignorieren nicht selten die konkreten historischen Bedingungen, in denen Entscheidungen getroffen werden mussten – Bedingungen, die von struktureller Knappheit, geografischer Isolation und klimatischen Herausforderungen, aber auch vom Zeitgeist geprägt waren. Die

moralische Beurteilung aus sicherer zeitlicher und kultureller Distanz erkennt dabei nicht nur die Komplexität der damaligen Lage, sondern auch Schweitzers genuine Bestrebung, den Menschen vor Ort mit größtmöglichem Respekt zu begegnen – jenseits aller paternalistischen Zuschreibungen.

Albert Schweitzers Umgang mit Lebensmitteln, mit Arbeit, mit Gemeinschaft war getragen von seinem zentralen ethischen Leitmotiv: der Ehrfurcht vor dem Leben. Diese Haltung durchzog nicht nur seine Schriften, sondern prägte auch das tägliche Handeln in seinem Spital – oft unter schwierigsten Bedingungen. Sein praktisches Werk, in dem sich Organisation, Ethik und Mitmenschlichkeit verbinden, ist weit mehr als eine logistische Meisterleistung. Es ist ein Ausdruck tiefer gelebter Verantwortung, und es steht der geistigen Strahlkraft seines Denkens in keiner Weise nach – im Gegenteil: Es macht diese erst in ihrer ganzen Menschlichkeit sichtbar.

Verwendete Quellen:

Mabika, Hines / Steinke, Hubert / Zumthurm, Tizian (2024): Schweitzers Lambarene. Ein globales Spital im kolonialen Afrika. Göttingen: Wallstein.

Schweitzer, Albert (1921): Zwischen Wasser und Urwald. München: Beck.

Schweitzer, Albert (1924–1926): Mitteilungen aus Lambarene. In: Die Christliche Welt (diverse Ausgaben), später in Buchform erschienen.

Zumthurm, Tizian (2020): The Colonial Situation in Practice: Food at the Albert Schweitzer Hospital, Lambaréné 1924–65. In: The International Journal of African Historical Studies, Vol. 53, No. 1, S. 47–69. Boston: Boston University African Studies Center.



Roland Wolf

Die Historische Zone des Schweitzer-Spitals in den Jahren 2023 und 2024

Die Einschränkungen durch die Corona-Krise sind nur noch Erinnerung, es geht wieder aufwärts mit den Besucherzahlen der Historischen Zone des Schweitzer-Spitals. Nach 907 Besuchern 2020, 1.334 im Jahr 2021, 2.258 im Jahr 2022 und 2.640 im Jahr 2023 besuchten 2024 sogar 3.958 Personen das Museum, mehr als vor der Pandemie. Für diese spektakuläre Zunahme waren die Maßnahmen der Regierung verantwortlich, in einigen Regionen den Tourismus zu fördern und Gabunern Urlaub im eigenen Land schmackhaft zu machen.

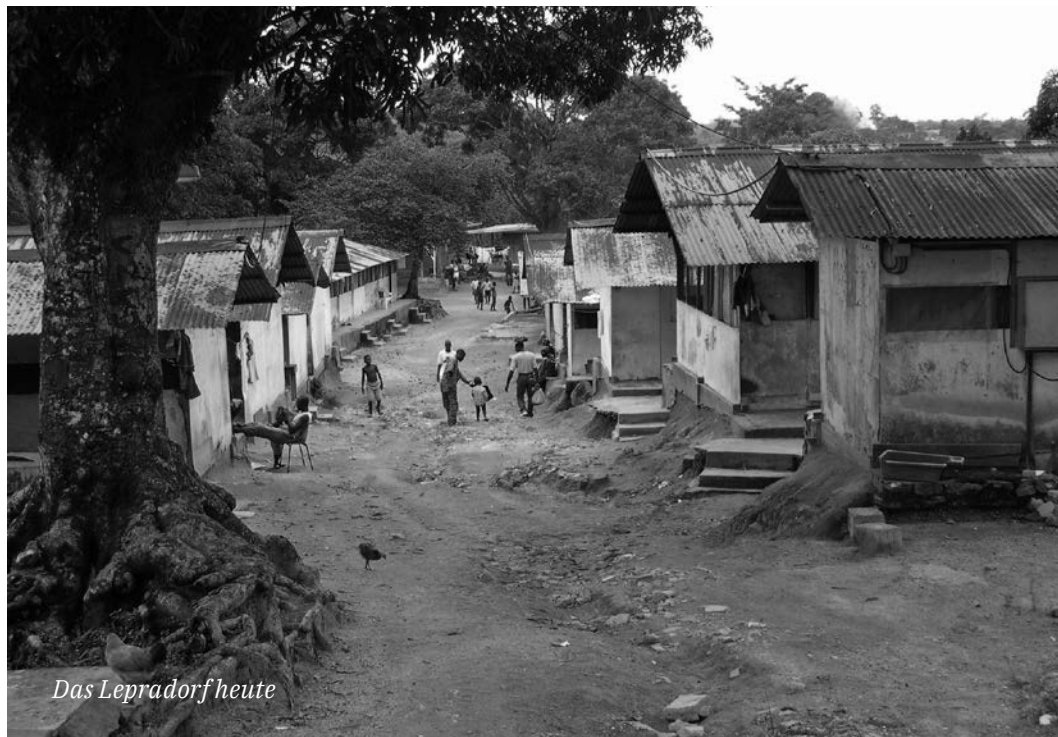
Den größten Anteil stellten naturgemäß die Afrikaner (3.077), an zweiter Stelle standen die Europäer (747), gefolgt von einigen wenigen Touristen aus Amerika (59), Asien (75) und Australien (5). Im Jahresverlauf standen die Ferienmonate Juli (952) und August (1.093) wie gewohnt an der Spitze.

Auch die Zahl der Übernachtungen stieg 2024 auf 2.921 (2023: 2.599) an, von denen allerdings nur weniger als ein Drittel (789) von Touristen getätigt und bezahlt wurden; in 2.132 Fällen wurden dem Spital zugewiesene Arbeitskräfte sowie ehrenamtlich Tätige mangels Wohnraum kostenfrei in der Historischen Zone untergebracht. Dieses Missverhältnis findet sich auch bei den servierten Mahlzeiten wieder. Von insgesamt 8.302 Essen wurden nur 1.367 von Gästen bezahlt (2023: 2.255), die restlichen 7.787 entfielen auf Angestellte und ehrenamtliche Helfer.

Die Zahl der Bootsausflüge ist mangels eines permanent anwesenden Bootsführers mit 8 Fahrten weiterhin niedrig.



Bau des Lepradorfs



Das Lepradorf heute

Roland Wolf

Vor 70 Jahren wurde das Lepradorf fertiggestellt

Die Lepra begleitete Albert Schweitzer seit den ersten Tagen in Lambarene. Bereits in seinem ersten Bericht über die Monate März bis Juni 1923 schrieb er unter der Überschrift

„Erste Eindrücke und Erlebnisse“.

„Leprafälle bekomme ich jeden Tag zu sehen. Sie werden mit Waschungen und einer Lösung von indischem Chaulmoograöl behandelt. Eine wirkliche Heilung wird dadurch nicht erzielt. Jedoch ist die Besserung so stark und anhaltend, dass sie der Genesung fast gleich kommt. Die Eingeborenen haben eine solche Angst vor der Krankheit, dass sie um eines einzigen roten Flecks willen oft von ferne herbeifahren; allzuoft erweist sich ihre Furcht als begründet.“¹

Einige Monate später äußerte er sich ausführlich zur Behandlung und Diagnose der Krankheit:

„Sehr charakteristisch ist die Gefühllosigkeit inmitten der Flecken und an den Extremitäten. Während ich einige gleichgültige Fragen stelle, um so die Aufmerksamkeit des Kranken abzulenken, steche ich mit einer Nadel tief in die Arme, die Beine sowie die Flecken. Handelt es sich um Lepra, so gibt der Betreffende keinen Schmerzenslaut von sich, sondern redet weiter, als wäre nichts geschehen.“²

An eine Aufnahme in die kleine Krankenstation Schweitzers – von einem Krankenhaus kann man zu dieser Zeit noch nicht sprechen – konnte vorerst nicht die Rede sein. Versehen mit Schweitzers Vorsichtsmaßnahmen gingen die Leprakranken in ihre Dörfer zurück. Regelmäßig kamen sie wieder zur Behandlung zu Schweitzer, der sie als dankbare Patienten bezeichnet, die ihm manchmal sogar ein Huhn schenkten. Erst nach der Fertigstellung der Krankenbaracken konnte er auch Leprakranke zusammen mit den anderen Kranken aufnehmen, doch für eine Isolierung fehlte der Platz.

Nach der erzwungenen Rückkehr nach Europa im Ersten Weltkrieg reiste Schweitzer 1924 zum zweiten Mal nach Lambarene, um sein Spital wieder aufzubauen. Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft stellte er eine große Zunahme

der Leprakranken fest. Sie wurden wie bisher zehn Tage lang mit Chaulmoograöl behandelt und dann nach Hause entlassen, um nach sechs Wochen wiederzukommen. Mittlerweile gab es zwar neue, intramuskulär einzuspritzende Mittel, doch eine intensive Behandlung mit diesen Mitteln konnte Schweitzer erst durchführen, „wenn im Spital mehr Platz ist und [er] nicht mehr Arzt und Baumeister zugleich sein muss“.³

Das Chaulmoograöl hatte einen abscheulichen Geschmack und wurde deshalb mit Sesam- und Erdnussöl versetzt. In medizinischen Zeitschriften las Schweitzer von Versuchen, das Öl, in anderen Ölen und Äther aufgelöst, intravenös einzuspritzen, doch die Resultate waren nicht befriedigend. Deshalb ließ er von Professor Giemsa und Dr. Kessler am Tropeninstitut in Hamburg Versuche unternehmen, das Öl unter die Haut einzuspritzen. Aus diesen Versuchen ergab sich, dass das Chaulmoograöl, das sonst Niederschläge bildet, in Erdnussöl gut in Lösung gehalten wird, und zwar schon, wenn man gleiche Mengen von beiden nimmt. Einspritzungen mit dieser Mischung unter die Haut werden ohne Schmerzen ertragen und gut resorbiert. Sie sind zudem völlig unschädlich. Auf Grund dieser Resultate behandeln wir Lepra nun mit Chaulmoograöleinspritzungen unter die Haut. Diese sind viel schneller gemacht als die in die Venen und können, als ganz ungefährlich, durch den Heilgehilfen ausgeführt werden.⁴

In seinen verschiedenen Mitteilungen aus Lambarene berichtet Schweitzer immer wieder über neue Forschungsergebnisse und versuchte, sie für sein Spital nutzbar zu machen wie beispielsweise zwei Medikamente, die in den USA entwickelt worden waren. Ende der 1940er Jahre berichtet er:

„Neuerdings werden in Amerika zwei Stoffe – das Promin und das Dison – hergestellt, die ungleich bessere Resultate geben. Wir verwenden sie seit einigen Monaten. Zur Zeit werden damit etwa 60 Leprakranke in unserem Spital behandelt. Besonders wertvoll ist uns das in intravenösen Injektionen gegebene Promin, weil es in relativ kurzer Zeit die schweren und so schmerzhaften Leprageschwüre an den Füßen zur Abheilung bringt. Diese in viel größerem Stile als bisher betriebene Behandlung der Lepra bringt bedeutende Mehrausgaben und eine starke Zunahme der Arbeit mit sich. Wie herrlich aber, dass nun Hoffnung für diese Ärmsten unter den Armen vorhanden ist!“⁵

Diese auch in Lambarene zu verzeichnenden medizinischen Fortschritte hatten zur Folge, dass die Zahl der Leprakranken im Spital stark anstieg. Es waren ständig über 200 Leprakranke in Pflege, fast doppelt so viel wie zuvor. In seinem Bericht über die medizinische Arbeit in Lambarene⁶ führt der Arzt Dr. Percy aus:

„Als das Versuchsstadium mit Sulfone vorüber war und die Kranken in wachsender Zahl mit diesen Mitteln behandelt wurden, bemerkten die Eingeborenen (und sie sind gute Beobachter!), dass der weiße Doktor die Herrschaft über die Krankheit erlangte. Das Ergebnis war, dass die Leprösen ins Spital kamen nicht nur in wachsender Zahl, sondern auch in verhältnismäßig frühem Stadium der Krankheit, und dass sie sich bereit zeigten, mehrere Jahre im Spital zu bleiben, damit sie geheilt werden konnten. Und so geschah es, dass bis 1950 wir durchschnittlich 50 bis 60 Lepröse zu behandeln hatten; 1951 stieg die Zahl auf 100, 1952 auf 200 und 1953 erreichte sie beinahe 300.“⁷

In einem ersten Schritt ließ Schweitzer unter der Leitung von Dr. Naegele ein Dorf aus Bambushütten auf einem Hügel in der Nähe des Spitals bauen. Doch Bambushütten halten nur drei Jahre, weil die Pfähle in dieser Zeit verfaulen und auch das Dach aus Raphiablättern keinen ausreichenden Schutz gegen Regen bietet. Daher entschied Schweitzer, ein Dorf aus dauerhaften Gebäuden zu errichten, und zwar auf dem Hügel, an dessen Hängen die bisherigen Bambushütten standen.

Im Mai 1953 begann er die Kuppe des Hügels abzutragen und die Erde auf die Flanken zu bringen, sodass ein ebenes Gelände von etwa zweihundert Metern Länge und neunzig Metern Breite entstand, auf dem die neuen Gebäude errichtet wurden:

„Die Gebäude des Dorfes sind so gedacht, dass sie möglichst billig zu stehen kommen, dabei möglichst dauerhaft sind und den Patienten eine gute Unterkunft bieten. Sie sollen überdies den Eingeborenen als Muster dauerhafter Gebäude für ihre Dörfer dienen. Das Gebälk ist aus Hartholz, damit die Termiten ihm nichts anhaben können. Es wird auf etwa dreißig Zentimeter hohe Mauern aus Beton aufgesetzt. So kommt keiner seiner Teile mit Erde und Wasser in Berührung, wodurch es vor Fäulnis bewahrt bleibt. Das Dach besteht aus Wellblech.“⁸

Bei den Bauten praktizierte Schweitzer die gleiche Vorgehensweise wie beim Bau seines Spitals in den Jahren ab 1925.

Die Gebäude wurden in Ost-West-Richtung gebaut, die durch das Wellblech erwärmte Luft konnte unter dem Dachgiebel in Längsachse durchstreichen, die weit vorspringenden Dächer spendeten Schatten.

Die Räume waren für jeweils zwei Leprakranke gedacht. In dem gegenüber liegenden Gebäude waren die Küchen. Anders als im Spital, wo die Angehörigen der Kranken unter den vorspringenden Dächern kochten, benötigten die Leprakranken, die oft mehrere Jahre in ihrem Dorf verbrachten, einen Raum zum Kochen und zur Unterbringung ihrer Vorräte an Lebensmitteln und Brennholz.

Viele der benötigten Materialien wie beispielsweise Zement und Wellblech kamen aus Europa und waren dementsprechend teuer. Etwas Wellblech hatte Schweitzer geschenkt bekommen oder zu einem ermäßigten Preis erhalten. Aber es hätte nicht für alle Gebäude gereicht, und so hätte er einen Teil der Dächer wieder mit Raphiablätteln decken müssen. Da kam ihm das Preisgeld des Friedensnobelpreises zu Hilfe, der ihm im Oktober 1953 rückwirkend für das Jahr 1952 verliehen wurde. Und so konnte er das Dorf einheitlich mit Wellblechdächern ausstatten.

Wie bei all seinen vorherigen Bauten führte Schweitzer die Bauarbeiten mit arbeitsfähigen Patienten oder Begleitern selbst durch, was natürlich preiswerter war als die Beauftragung eines weißen Bauunternehmers. So wurde er selbst wieder einmal Bauunternehmer, doch er konnte auch auf Hilfe von Spitalmitarbeitern und selbst von Besuchern aus Europa für die Beaufsichtigung der Arbeiten zählen.

Als Schweitzer im Mai 1954 nach Europa reiste, war etwa ein Drittel der Gebäude fertiggestellt, darunter das Haus, in dem die Kranken durch den Arzt und die Pflegerin behandelt wurden. Nach seiner schwedischen Freundin und Gönnerin wurde es „Case Greta Lagerfelt“ genannt.

Während Schweitzers Abwesenheit gingen die Bauarbeiten unter der Leitung von Dr. Percy und Emma Haussknecht weiter. Nach seiner Rückkehr aus Europa am Ende des Jahres 1954 wollte Schweitzer die Arbeiten fortsetzen. Doch da er bei der Ankunft des Schiffes in Port-Gentil an einem Stück Holz hängengeblieben war und sich eine Fußverletzung zugezogen hatte, musste er drei Wochen am Stock gehen und mit leichter Arbeit vorlieb nehmen, bevor er sich wieder auf die Baustelle begeben

konnte. Im Mai des Jahres 1955 wurde dann nach zwei Jahren der Bau des Lepradorfes fertig, und Schweitzer konnte erleichtert seinen nächsten Europa-Aufenthalt antreten. Mit dem Bau des Lepradorfs waren fünfzehn Häuser zu den achtundvierzig Gebäuden des Spitals hinzugekommen.

Anmerkungen

- 1 Mitteilungen aus Lambarene, S. 49–50.
- 2 Ebda., S. 70.
- 3 Briefe aus Lambarene 1924–1927, in: Albert Schweitzer: Gesammelte Werke Bd. 1, hrsg. v. R. Grabs, S. 510.
- 4 Ebda., S. 578–579.
- 5 Albert Schweitzer: Das Spital im Urwald, Bern: Paul Haupt, 1948; S. 13–14.
- 6 5. Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer, 1. Juni 1954, S. 31–34.
- 7 Ebda., S. 32.
- 8 Briefe aus dem Lambarene-Spital 1930–1954, S.265.



*Begegnungen
& Aktuelles*

Jean Claude beim Flechten

Roland Wolf

Jean Claude, der letzte Leprakranke

Ich kenne Jean Claude seit etwa 25 Jahren. Als ich ihm das erste Mal begegnete, war er einer unter rund 25 Kranken im Lepradorf. Die Zahl nahm nach und nach ab, als ich 2008 ein Gruppenbild machte, waren es noch 18. Und heute, im Jahr 2025, ist Jean Claude der letzte.

Ich habe ihn regelmäßig besucht, vor allem wenn ich mit Reisegruppen in Lambarene war. Obwohl Rhena Schweitzer einmal gesagt hatte, man solle dieses Dorf wegen der beengten und unhygienischen Wohnverhältnisse abreißen und es auch keinen Besuchern zeigen, war ich immer wieder dort. Denn die Bewohner haben sich über die Besucher gefreut. Und Jean Claude, der mit seinen verkrüppelten Händen kleine Holzboote und geflochtene Körbe herstellte, freute sich immer über Abnehmer seiner Produkte.

Ab und zu war ich auch ohne Besucher bei ihm und konnte ausführlich mit ihm sprechen. Einmal hat er mir dabei seine Lebensgeschichte erzählt, die ich hier wiedergebe.

Autobiografie von Jean Claude Mboumba Nzatsy

„Meine Familie stammt aus Moabi, im Süden Gabuns, doch geboren wurde ich im Januar 1958 in Lubomo, Im Kongo, wo unser Vater als Postbeamter arbeitete. Ich war das vierte von neun Kindern, von denen zwei bereits gestorben sind.

Nach dem frühen Tod des Vaters musste unsere Mutter die Kinder allein erziehen. Als ich 17 Jahre alt war, starb auch sie.

Trotz der schwierigen Situation haben es alle meine Brüder und Schwestern im Leben zu etwas gebracht, nur ich nicht, wegen meiner Krankheit. Kann ich sagen, dass ich ganz auf mich allein gestellt bin? Ja. Denn meine Geschwister unterstützen mich nicht gerne. Ich muss sie immer wieder auf meine Lage aufmerksam machen, damit sie an mich denken. Einzige Ausnahme war mein älterer Bruder Jean Paul, der aber mittlerweile verstorben ist.



Jean Claude der letzte Leprakranke

Ich wurde mit einem Pickel am Rücken geboren, von dem man annahm, es handele sich um Hautflechte. Doch die Medikamente, die mir mein Vater kaufte, halfen nicht. Als ich vier oder fünf Jahre alt war, ließ er mich von einem Arzt untersuchen, und es stellte sich heraus, dass ich Lepra hatte. Die Medikamente, die ich einnahm, waren sehr stark. Ich setzte sie ab, als ich 1964 in die Schule kam, da ich glaubte, die Krankheit würde nachlassen. Doch leider entwickelte sie sich kontinuierlich weiter. Und schließlich musste ich wegen ihr meine schulische Ausbildung abbrechen.

Als ich 1978 ernsthaft krank wurde, schickte man mich nach Lambarene ins Schweitzer-Spital, wo ich eine Zeitlang behandelt wurde, bevor ich wieder nach Libreville zurückkehrte. Damals hatte mich Alain Douviogou, der Krankenpfleger im Lepradorf, vor der Gefährlichkeit der Krankheit gewarnt und mir geraten, in Lambarene zu bleiben. Aber da ich jung war und mich besser fühlte, bin ich wieder nach Libreville gegangen. Dort wollte ich die Behandlung am Krankenhaus von Nkembo fortsetzen, wo es eine Abteilung für Leprakranke gibt.

Doch mein Gesundheitszustand verschlechterte sich immer mehr, mein Körper wurde zusehends schwächer. Also beschloss ich im Jahr 1993, nach Lambarene zurückzugehen und mich im Schweitzer-Spital dauerhaft behandeln zu lassen. Ein Cousin brachte mich in die Notaufnahme, wo ich von einem Schweizer Arzt behandelt wurde. Er stellte mir auch die Papiere aus, damit ich im Lepradorf wohnen konnte. Ich wurde nun dort auf Kosten des Spitals untergebracht und behandelt und habe das Dorf seither nicht mehr verlassen.

1994 entschied Doktor Thomas plötzlich, bei allen Leprakranken die medikamentöse Behandlung abzusetzen, da er starke Nebenwirkungen befürchtete. Dann ist er nach Europa zurückgekehrt. Ich war sehr unzufrieden über diese Entscheidung, denn ich hatte mehrere schmerzhaft Wunden.

Die Krankenpfleger des Spitals kamen mehrmals wöchentlich ins Lepradorf, um nach unseren Wunden zu sehen und sie zu verbinden. Aber mein Gesundheitszustand verbesserte sich nicht, vor allem die Wunde am Fuß schmerzte mich.

Neben der Behandlung sorgte das Spital auch für die wöchentliche Lebensmittellration, und außerdem erhielten wir noch etwas Geld für andere Bedürfnisse. Ich hatte also keine materiellen Probleme, aber die Familie fehlte mir trotz gelegentlicher Besuche meines Bruders und meiner Schwestern sehr. Als mein Bruder starb, worüber ich sehr

traurig war, kamen die Schwestern nicht mehr. Von da an erhielt ich nur ab und zu Besuch von meinem Cousin.

Bevor ich endgültig ins Lepradorfkam, hatte ich mich 1992 zu Gott bekehrt, war in Libreville in die Alliance Chrétienne et Missionnaire du Gabon eingetreten. Ich erinnere mich noch an den ersten Tag beim Eintritt in die Kirche im Viertel Avéa. Ich fühlte mich plötzlich wie ein König, hatte nicht mehr das Gefühl, ein Ausgeschlossener zu sein. Ich konnte auf die anderen Christen zählen, fühlte mich wie in einer großen Familie.

In Lambarene besuchte ich regelmäßig die Pfarrei im Stadtteil Isaac, wo ich den von mir sehr geschätzten Pastor Mouleghe aus Libreville wiedertraf, der nach Lambarene versetzt worden war. Ich besuchte regelmäßig den Katechumenenunterricht, und im Mai 2012 wurde ich mit 35 anderen Kandidaten getauft.

Ich hatte große Schwierigkeiten zu dem Ort zu gehen, wo ich durch Eintauchen getauft werden sollte, denn die Wunden an meinen Füßen schmerzten. Als man mich ins Wasser eintauchte, traf ein Lichtschein mein Gesicht, und als ich das Wasser verließ, war ich eine andere Person. Ich hatte den Eindruck, nun leichter laufen und auch wieder Schuhe tragen zu können.

Ich bin auch einem Chor beigetreten, der von einem Kongolesen gegründet worden war. Wir sangen in verschiedenen Sprachen, Lingala, Suaheli und in meiner Muttersprache Punu. Doch nach drei Jahren konnte ich wegen meiner Krankheit die Treffen nicht mehr besuchen.

Ich habe auch andere Kirchen besucht, mit Christen anderer Konfessionen diskutiert und meine Erfahrungen mit ihnen geteilt. Das hat mir geholfen zu verstehen, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Und es hat mich von meinen Komplexen gegenüber gesunden Personen befreit. Ich bin ein menschliches Wesen wie die anderen, nur ein wenig anders.

Als ich noch jung und die Krankheit noch nicht so fortgeschritten war, habe ich ein Mädchen, Jacqueline, kennengelernt und hatte mir ihr ein Kind. Doch die Krankheit trennte uns. Das war 1992, kurz bevor ich wieder ins Schweitzer-Spital kam. Dort lernte ich eine andere Leprakranke kennen, die mir bei den Besorgungen und beim Kochen half. Als ich ihr vorschlug zusammenzuleben, willigt sie ein, und ich nahm sie mit in meine Kirche. Von da an gingen wir gemeinsam zur Kirche, und ich fühlte mich nicht mehr allein.

Sie hatte damals schon große Kinder und war etwas älter als ich. Doch ihre Eltern waren gegen die Verbindung und taten alles, um uns auseinanderzubringen. Ich wollte mich schweren Herzens von ihr trennen, doch da wurde sie schwanger, und wir wollten trotz des Drucks durch die Eltern zusammenbleiben. Sieben Jahre lebten wir bis zur Trennung zusammen, hatten zwei Kinder, ein Mädchen und einen Jungen. Ich bin stolz auf diese Kinder und auch auf den Jungen, den ich zu meinem Bedauern mit der Mutter in Libreville zurückgelassen hatte.

So lebe ich nun als Teil der großen Familie des Lepradorfs. Außer mir leben dort keine Leprakranken mehr. All diejenigen, die ich bei meiner Ankunft 1993 hier angetroffen hatte, sind mittlerweile verstorben. Die Bewohner des Dorfs sind zum Teil ihre Nachkommen, aber auch viele Neuankömmlinge, die keinen Bezug mehr zu der Krankheit und zu diesem Dorf haben, das der Große Doktor gegründet hat.

Er hatte die Kranken immer aufgefordert, nicht untätig zu sein. Viele sind dieser Aufforderung gefolgt. Albert hat Figuren aus Speckstein geschnitzt, Jean-Louis kleine Trommeln hergestellt, und ich habe trotz meiner verkrüppelten Hände kleine Boote aus Holz geschnitzt und auch Körbe aus Lianen geflochten. Diese Gegenstände wurden im Museumsladen des Alten Spitals an die Touristen verkauft. Doch nun schnitzt niemand mehr Speckstein, stellt niemand mehr Trommeln her, und auch mir fällt das handwerkliche Arbeiten immer schwerer.

Die Lepra an sich ist zum Stillstand gekommen, doch die Wunden, die sie hervorgebracht hat, sind geblieben, müssen regelmäßig gereinigt und verbunden werden, und das bis zu meinem Tod. Die Religion hilft mir, der Krankheit ins Auge zu sehen. Ich bin davon überzeugt, dass Gott mir hilft und mich stärkt. Die Lektüre der Bibel ist meine tägliche Quelle der Hoffnung, die Hoffnung auf ein ewiges Leben im Himmel.“

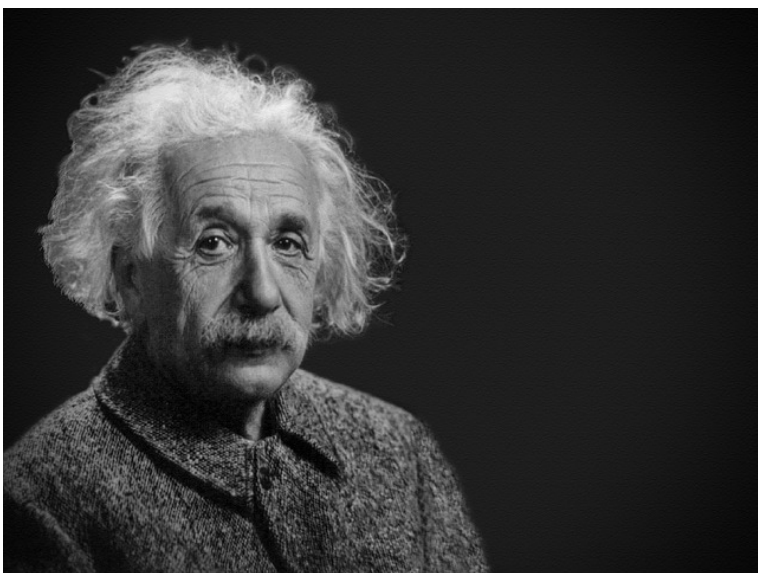
Über die Lepra

Auch heute gibt es Lepra noch in einigen Teilen der Welt, vor allem in Armutsgebieten. 2023 wurden weltweit 182.000 Menschen mit Lepra diagnostiziert, doch wahrscheinlich gibt es eine große Dunkelziffer.

Die Lepra wird von einem Bakterium verursacht, dem *Mycobacterium leprae*, und ist mit Antibiotika komplett heilbar. Wird sie nicht behandelt, schädigt sie vor allem die Nerven und die Haut. Während die Hautschäden geheilt werden können, bleiben die Nervenschäden, und es kommt zu nicht rückgängig zu machenden Verformungen an Händen und Füßen.

Nach der Behandlung mit Antibiotika ist die Lepra nicht mehr ansteckend, und die Patienten müssen nicht mehr isoliert und von der Gesellschaft ausgeschlossen werden.

Quelle: Deutsche Lepra- und Tuberkulosehilfe



Werner Zager

„Miteinander in Gedankenverbindung“: Albert Einstein und Albert Schweitzer

Wenn sich auch Albert Schweitzer und Albert Einstein nur selten begegnet sind, so wussten sie sich doch in vielerlei Hinsicht miteinander verbunden. Dabei waren sie sich einig in der Hochschätzung des Humanitätsideals. Gerade in unserer Zeit, die durch Krieg und Terror verdunkelt wird – sei es Russlands brutaler Angriffskrieg gegen die Ukraine und Putins Drohung mit dem Einsatz atomarer Waffen oder seien es der Terrorangriff der Hamas auf Israel und der daraus resultierende Krieg in Gaza und Libanon –, lohnt es sich, auf die Stimmen dieser beiden Mahner zum Frieden zu hören.

Exemplarisch soll dies geschehen, indem wir aus dem erhalten gebliebenen Briefwechsel¹ uns Schweitzers Brief an Einstein vergegenwärtigen, den er am 20. Februar 1955 in Lambarene geschrieben hat:

„Lieber Albert Einstein.

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren lieben Brief vom 6.12.54, der lange Zeit brauchte, um von Amerika nach Afrika zu gelangen. [...]

In Gedanken habe ich Ihnen in den letzten Jahren gar manchmal geschrieben. Aber es kam nie dazu, dass es materiell geschah. Ich habe so viel Geschäftskorrespondenz für den Spitalbetrieb, bin so müde seit langen Monaten und leide an schwerem Schreibkrampf (einem Erbteil meiner Mutter), dass viele persönliche Briefe, die ich schreiben möchte, nicht aufs Papier kommen, wenn sich nicht etwas ereignet, das dies veranlasst.

Wir stehen, auch ohne uns zu schreiben, in Gedankenverbindung miteinander, denn wir erleben unsere furchtbare Zeit miteinander in derselben Weise und ängstigen uns miteinander um die Zukunft der Menschheit. Als wir uns in Berlin sahen [Einstein und Schweitzer sind sich wahrscheinlich im Herbst 1929 in Berlin begegnet, als Schweitzer Adolf von Harnack besuchte.], hätten wir uns nicht vorstellen können, dass jemals eine solche Verbundenheit unter uns bestehen würde. ... Merkwürdig ist, wie oft in der Öffentlichkeit unsere Namen miteinander genannt werden. Ich finde es schön, dass wir denselben Vornamen haben.

In der Frage von neuen Versuchen mit modernsten Atombomben kann ich es nicht fassen, dass die O.N.U. [= Organisation des Nations unies, französische Bezeichnung für englisch UNO = United Nations Organization] sich nicht entschliessen kann, sie zum Gegenstand einer Verhandlung zu machen. Ich bekomme Briefe, in denen verlangt wird, dass Sie und ich und andere mit uns die Stimme erheben und eine solche Beschäftigung der O.N.U. verlangen. Aber wir haben genug die Stimme erhoben. Wir haben der O.N.U. nichts vorzuschreiben. Sie ist eine autonome Körperschaft und muss in sich selber die Anregung und das Verantwortungsgefühl finden, einen Versuch zu machen, drohendes Unheil abzuwehren. Aus der Ferne kann ich nicht beurteilen, was sie verhindert, sich dazu aufzuraffen. Auch wenn der Versuch ergebnislos verlief, wäre er doch unternommen worden und wäre offenbar geworden, wo die Widerstände sind.

Ich habe in der zweiten Hälfte 1954 einige Zeit in Europa verbracht. Meine Hauptarbeit war, die Rede über das Problem des Friedens für Oslo auszuarbeiten.² Indem ich mich dafür mit der Geschichte des Friedensgedankens beschäftigte, machte ich die für mich überraschende Entdeckung, dass Kant in seiner Schrift vom ewigen Frieden nur mit der juristischen Art des Problems beschäftigt ist, nicht mit seiner ethischen. Die ethische steht für Erasmus von Rotterdam im Vordergrund. Je mehr man sich mit Erasmus beschäftigt, desto höher schätzt man ihn trotz seiner Fehler. Er ist doch einer der bedeutendsten Vorkämpfer der auf der Humanitätsidee sich erbauenden Kultur.

Nun stehe ich wieder in meiner vielgestaltigen Afrika-Arbeit. Einen großen Teil meiner Zeit muss ich, noch auf Wochen hinaus, auf die Beendigung des Baues eines Dorfes für die in meinem Spital behandelten 250 Leprakranken verwenden. Ich muss grosse Erdarbeiten zur Einebnung des Bauplatzes des auf einem Hügel in der Nähe des Spitals zu erbauenden Dorfes ausführen. Es muss auf einem Hügel liegen, weil in der Niederung die Moskitos die Malaria verbreiten. Die Terrassierungsarbeiten nehmen fast mehr Zeit und verursachen fast größere Kosten als der Bau der Wohnbaracken mit Wellblechdächern und Gebälk aus Hartholz (der Termiten wegen). Ich muss die Arbeiten selber leiten, denn die sechzig noch in gutem Allgemeinzustand befindlichen Leprösen, die das Dorf zu bauen haben, gehorchen nur mir, als dem obersten Häuptling des Spitals. Gegen diese Anschauungsweise ist nicht aufzukommen. Ich habe zwei tüchtige Ärzte³ neben mir. An weißen Krankenpflegerinnen habe ich neun (Elsässerinnen, Schweizerinnen, Holländerinnen). Ich hoffe, in einigen Wochen, wenn die Bauarbeit gut vorangeht, wieder Zeit zu finden, um neben der Arbeit im Spital mich auch mit der Fertigstellung von Werken, die schon lange darauf warten, zu beschäftigen. Wie Sie in Princeton, suche ich im Urwald so zurückgezogen wie möglich zu leben. Aber es gelingt mir nicht so, wie ich möchte, weil Lambarene jetzt Haltestelle für Flugzeuge geworden ist. Meine einzige Erholung ist das Orgelüben auf dem Clavier mit Orgelpedal. Augenblicklich nehme ich wieder die letzten Orgelwerke von César Franck vor. Ich denke, dass auch Sie noch gerne die Geige vornehmen. Nun ist es ein langer Brief geworden. Die Schreibkrampfhand hat sich brav gehalten.

Zum Schluss lassen Sie mich Ihnen noch herzlich für die Zeilen danken, die Sie mir in dem Buch für meinen 80. Geburtstag gewidmet haben.⁴ Sie sind das Erste, was ich las, als ich das Buch in die Hand

bekam und aufschlug. Ich bin davon bewegt worden. Ich habe aus ihnen ersehen, dass Sie mein Werk über Bach⁵ schätzen. Dass ich einen Einfluss ausübe in unserer Zeit, kann ich nicht fassen und nicht verstehen. Es begleitet mich dies wie ein Geheimnis auf der letzten Strecke meines Lebensweges ...

Mit lieben Gedanken

Ihr ergebener Albert Schweitzer“⁶

In seinem Brief an Einstein geht Schweitzer auf die Vorbereitung seiner Rede „Das Problem des Friedens in der heutigen Welt“ ein, die er anlässlich der Entgegennahme des Friedensnobelpreises am 4. November 1954 in Oslo gehalten hat. Darin brachte er seine Überzeugung zum Ausdruck, dass ein Krieg in unserer Zeit unbedingt verhindert werden müsse. Er begründete dies zum einen damit, dass der Krieg ein „furchtbares Übel“ sei; zum anderen in ethischer Hinsicht damit, dass in den beiden Weltkriegen Menschen sich „grausiger Unmenschlichkeit schuldig gemacht“ haben, wozu es in einem weiteren Krieg erneut kommen würde. In seiner Friedensnobelpreis-Rede zollt Schweitzer hohe Anerkennung dem Humanisten Erasmus von Rotterdam als dem „erste[n], der es wagte, rein ethische Erwägungen gegen den Krieg geltend zu machen und eine durch ethisches Wollen geleitete höhere Vernünftigkeit zu fordern“. In seiner Schrift „Querela Pacis“ (Die Klage des Friedens)⁷ lässt Erasmus den Frieden als Person auftreten, die überall verworfen und vertrieben wird, unstet und flüchtig ist und nirgends eine Heimstatt findet, nicht einmal unter den Christen – und dies obwohl der Friede „der Quell, der Erzeuger, der Erhalter, der Vermehrer, der Schützer aller Güter, die Himmel und Erde besitzen“, ist, während „nichts für die Menschen verhängnisvoller ist als ein einziger Krieg“. Darum appelliert Erasmus an alle, die im Staat Verantwortung tragen:

„Ich wende mich an euch, ihr Priester, ihr Gottgeweihten, damit ihr mit aller Anstrengung das darstellt, von dem ihr wisst, dass es Gott am willkommensten ist, damit ihr das vertreibt, was er am meisten hasst. Ich wende mich an euch, ihr Theologen, verkündigt das Evangelium des Friedens, predigt es immer den Ohren des Volkes! Ich wende mich an euch, ihr Bischöfe, und an andere kirchliche Würdenträger, möge eure Autorität imstande sein, den Frieden mit ewigen Banden zu festigen. Ich wende mich an euch, ihr Obrigkeiten und ihr Beamten, dass eure Willigkeit die Weisheit der Könige

und die Frömmigkeit der Priester unterstütze. Ich wende mich ohne Unterschied an euch, die ihr für Christen gehalten werdet, verschwört euch einmütig auf dieses Ziel.“

Klar spricht sich Erasmus gegen jegliche religiöse Legitimierung des Krieges seitens der kirchlichen Amtsträger aus, wenn es heißt:

„Wie schickt es sich, das Volk mit dem Friedensgruß zu grüßen und den Erdkreis in die wüstesten Kämpfe zu hetzen? Mit Worten Frieden zu wünschen und in der Tat den Krieg zu entfesseln? Lobst du mit demselben Munde, mit dem du Christus, den Friedensbringer, verkündest, den Krieg, und mit derselben Trompete bläst du für Gott und Satan?“

Wer denkt hier nicht in unseren Tagen an Kyrill I., den Moskauer Patriarchen der Russisch-Orthodoxen Kirche?

Wie in seinem Brief an Einstein bemängelte Schweitzer auch in seiner Friedensnobelpreis-Rede, dass Immanuel Kant in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“ den Frieden nur unter juristischen und nicht auch unter ethischen Gesichtspunkten in den Blick nimmt. Schweitzer wörtlich:

„Fort und fort betont Kant, daß man für die Idee eines Völkerbundes nicht ethische Gründe anführen solle, sondern sie als eine Sache des zu vervollkommnenden Rechts anzusehen habe. [...] Seiner Ansicht nach wird die ‚große Künstlerin Natur‘ durch den Gang der geschichtlichen Dinge und durch die Not der Kriege die Menschen, wenn auch nur ganz allmählich, im Verlaufe einer sehr, sehr langen Zeit, dazu bringen, daß sie sich über ein den dauernden Frieden gewährleistendes Völkerrecht einigen werden.“

Zwar hat Schweitzer darin sicher Recht, dass Kant – im Unterschied zu Erasmus – nicht ethisch, sondern in erster Linie juristisch argumentiert. Freilich kann Kants Friedensschrift auch so interpretiert werden, wie dies Franz Staudinger, Wormser Gymnasiallehrer und Vater des Chemie-Nobelpreisträgers Hermann Staudinger, getan hat, wenn er schreibt, „dass der ewige Friede die Richtung unseres Strebens, das Ziel angeben solle“⁸. Dies stimmt überein mit Kants eigenen Worten am Ende seiner Friedensschrift:

„Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung wirklich zu machen, so ist der ewige Friede [...] keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele [...] beständig näher kommt.“⁹

Oder an einer anderen Stelle bemerkt Kant, dass die „wahre Politik“ keinen Schritt tun könne, „ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben“¹⁰.

Was den Kampf gegen die Atomwaffenversuche und die Verbreitung der Nuklearwaffen betrifft,¹¹ so kam es dann doch noch zu der Petition an die UNO, die Schweitzer in unserem Brief an Einstein zunächst abgelehnt hat. Schweitzer entsprach der Bitte von Linus Pauling, seit 1946 Mitglied des „Emergency Committee of Atomic Scientists“, dem Einstein vorsah, eine Petition an die UNO zu unterschreiben, in der ein internationaler Vertrag zum sofortigen Stopp atomarer Tests gefordert wurde. Die von 9.235 Wissenschaftlern (einschließlich Schweitzer) unterschriebene Petition wurde am 13. Januar 1958 – also knapp drei Jahre nach Einsteins Tod – übergeben.¹² Schweitzer selbst setzte nach dem Tod Einsteins das Engagement seines Freundes gegen die Atomwaffen fort: in seinem im April 1957 von Radio Oslo gesendeten „Appell an die Menschheit“¹³ und 1958 in seinen drei Rundfunkansprachen über „Friede oder Atomkrieg“¹⁴.

Ein passender Kommentar von Schweitzer selbst findet sich in seinem Brief an Carl Jacob Burckhardt vom 14. August 1958:

„Und jetzt bin ich noch in den Kampf gegen die Atomwaffen eingetreten. Ich kam dazu als Freund von Einstein. Wir kannten uns von der Zeit an, da er noch in Berlin war. In seinem späteren Dasein erschütterte mich, dass er sich so um die ins Atomzeitalter eintretende Welt ängstigte und das Leid erlebte ungehört zu bleiben. Er starb als Verzweifelter. Ich erhielt ein Schreiben von ihm wenige Wochen vor seinem Tod ... Da hab ich mich, wie auch andere entschlossen, sein Bemühen die Menschheit über die Gefahr aufzuklären, in der sie sich befindet, schon allein durch die Versuchsexplosionen [fortzusetzen; W.Z.], und die Abschaffung der Atomwaffen zu verlangen.“¹⁵

Die geistige Nähe von Schweitzer und Einstein tritt noch einmal prägnant hervor in Schweitzers Brief an Einsteins Sekretärin und spätere Nachlassverwalterin Helene Dukas vom 18. Mai 1957:

„Unser eigentliches Verhältnis bestand [...] darin, dass wir Begegnungen in Gedanken hatten und durch gemeinsame Freunde Nachricht voneinander erhielten. [...] Dadurch dass ich schon um 1912 ausgesprochen hatte, dass es keine Naturwissenschaft mehr gebe, auf die man eine Philosophie und eine Ethik in der herkömmlichen Weise begründen könne, standen wir uns sehr nahe. Meine Philosophie war eine Parallelerscheinung zu seiner neuen Auffassung der Natur. Es interessierte ihn, wie ich die Ethik, die ja das Innerliche der Weltanschauung ist, auf die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben, also auf das Erleben (nicht auf Erkennen der Welt und eines Weltziels) gründete. Es war ihm sympathisch, aber zu radikal. Im Innern hielt er doch noch immer daran, dass eine letzte Welterkenntnis, ein Ahnen einer in der Welt bestehenden Harmonie möglich sei. Aber das war nur eine belanglose Verschiedenheit. Einmütig waren wir in dem Vertreten des Ideals der Humanität, er von der Naturwissenschaft, ich von der Philosophie kommend, und damit fühlten wir uns als in einzigartiger Weise in unserer Zeit zusammengehörig. Das haben uns auch die Menschen angefühlt. Im Geistigen waren wir Brüder. Und ganz eng gehörten wir zusammen in der Angst um die Zukunft der Menschheit. Die Gefahr die die grausige Macht der Spaltung des Atoms über sie brachte haben wir miteinander erlebt. Und als ich meine Rede gegen Entsetzung (sic!) der Versuche der Atombombe schrieb, vor einigen Wochen, da tat ich es in stetem Gedenken an ihn, fast wie in seinem Auftrag.“¹⁶

Anmerkungen

- 1 Albert Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900–1965, hg. v. Werner Zager in Verbindung mit Erich Gräßer; unter Mitarbeit von Markus Aellig, Clemens Frey, Roland Wolf u. Dorothea Zager (Werke aus dem Nachlaß), München 2006, S. 215–227.
- 2 Albert Schweitzer, Das Problem des Friedens in der heutigen Welt, München 1954 = ders., Die Lehre von der Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten, im Auftrag des Verfassers hg. v. Hans Walter Bähr (Beck'sche Reihe, Bd. 255), München 1991 (1966), S. 113–128; wieder abgedruckt in: Albert Schweitzer Rundbrief, Ausgabe Nr. 116. Jahrbuch 2024 für die Freunde von Albert Schweitzer, S. 10–23.
- 3 Der Franzose Charles de Lange und der Ungar Emerich Percy arbeiteten vom 30.7.1952 bis 23.7.1956 bzw. von Februar 1954 bis 28.1.1956 als Ärzte im Lambarene-Spital.
- 4 Albert Einstein, Schlichte Größe, in: Ehrfurcht vor dem Leben. Albert Schweitzer. Eine Freundesgabe zu seinem 80. Geburtstag, hg. v. Fritz Buri, Bern 1955, S. 232.
- 5 Albert Schweitzer, J. S. Bach, le musicien-poète, avec la collaboration de M. Hubert Gillot. Préface de Charles-Marie Widor, Paris 1905; dt.: Johann Sebastian Bach. Vorrede von Charles Marie Widor, Leipzig 1908 (1990).
- 6 A. Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel (s. Anm. 1), S. 221–223.
- 7 Erasmus von Rotterdam, Querela Pacis undique gentium ejectae profligataeque (Die Klage des Friedens, der von allen Völkern verstoßen und vernichtet wurde) (1516), in: ders., Ausgewählte Schriften. Ausg. in acht Bde.n, Lat. und dt., hg. v. Werner Welzig, Bd. 5, Darmstadt 1968, S. 359–451.
- 8 Vgl. Franz Staudinger, Kants Traktat: Zum ewigen Frieden. Ein Jubiläums-Epilog, in: Kant-Studien, Bd. 1, Hamburg / Leipzig 1896/97, S. (301–314) S. 305.
- 9 Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf (1795), in: ders., Werke in sechs Bänden, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. VI, Darmstadt 1983, S. (191–251) 251. – Bereits in den 1780er-Jahren hat Kant sich „das Herannahen eines friedlichen Völkerbundes nicht von abstrakten Phantasien, sondern von historisch gegebenen Bedingungen, nämlich von der fortschreitenden Aufklärung, der immer grösseren Kostspieligkeit der Kriege und von der Entwicklung der Handelsinteressen“ versprochen (s. F. Staudinger, Kants Traktat: Zum ewigen Frieden [s. Anm. 8], S. 305 f.
- 10 I. Kant, Zum ewigen Frieden (s. Anm. 9), S. 243.
- 11 Vgl. dazu Thomas Suermann, Albert Schweitzer als „homo politicus“. Eine biographische Studie zum politischen Denken und Handeln des Friedensnobelpreisträgers, Berlin 2012, S. 204–240.
- 12 Vgl. Nils Ole Oermann, Albert Schweitzer 1875–1965. Eine Biographie, München 2009, S. 264 f.
- 13 Albert Schweitzer, Appell an die Menschheit [vom 23.4.1957], in: ders., Gesammelte Werke in fünf Bänden, hg. v. Rudolf Grabs, Bd. 5, Zürich 1974, S. 564–577.
- 14 Albert Schweitzer, Friede oder Atomkrieg, München 1958 = ders., Werke, Bd. 5 (s. Anm. 13), S. 578–611.
- 15 A. Schweitzer, Theologischer und philosophischer Briefwechsel (s. Anm. 1), S. 189 f.
- 16 A.a.O., S. 226 f.



Konstanze Schiedeck

Albert-Schweitzer-Kinderdörfer und Familienwerke

Im vorgerückten Alter äußerte sich Albert Schweitzer: sein Spital werde untergehen, nicht aber seine Ethik. Von seiner Tochter Rhena einst befragt, was ihm das Land Gabun, dem er so viel geopfert hätte, gegeben habe, sagte er, nirgendwo als hier hätte er seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben finden können.

Auch wenn seine ethischen Gedanken bis heute in der Gesellschaft weitgehend noch der Umsetzung bedürfen, so tragen sie doch Früchte. Ein schönes Beispiel dafür sind die Albert-Schweitzer-Kinderdörfer und Familienwerke.

Während am 14. Januar 2025 Albert Schweitzers 150. Geburtstag schon mit einem großen Konzert und Vortrag in Berlin gefeiert werden konnte, kann der Albert-Schweitzer-Bundesverband am 1. Juni dieses Jahres auf sein 30-jähriges Bestehen zurückblicken.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, als Tausende Kinder hungern, von ihren Familien getrennt oder verwaist sind, entsteht der Gedanke, für Kinder eine Heimstatt zu schaffen, in der sie Geborgenheit erfahren. Der Schweizer Philosoph und Publizist Dr. Robert Corti wirbt 1944 dafür, ein „Dorf für leidende Kinder aus allen Nationen“ einzurichten. Sein Aufruf trifft auf offene Ohren. 1946 kommt es zum Bau eines Pestalozzi-Kinderdorfes in Trogen bei St. Gallen und im deutschen Wahlwies am Bodensee. Erste Kinderdörfer des deutschen Caritas-Verbandes entstehen und im österreichischen Imst (Tirol) gründet Hermann Gmeiner 1949 ein Kinderhaus und nennt es „Haus Frieden“. Weitere SOS-Kinderdörfer werden eingerichtet.

In Deutschland beginnen 1952 Dominikanerinnen mit der Betreuung von Kindern. Auch Margarete Gutöhrlein lässt sich begeistern von Cortis Idee. Am 31. Oktober 1956 gründet sie mit einigen weiteren Privatpersonen ein SOS-Kinderdorf in Schwäbisch-Hall nach dem Vorbild von Hermann Gmeiner, kommt aber bald zu der Ansicht, dass ein Kinderhaus Vater und Mutter haben muss, nicht nur ein Elternteil. Außerdem möchte sie ein interkonfessionelles Kinderdorf, in dem es

keine Ausgrenzungen bezüglich der Religion und der Familiengeschichte gibt. Noch am 11. Dezember 1957 wird das SOS-Kinderdorf in Albert-Schweitzer-Kinderdorf e.V. umbenannt. Am 22. Mai 1958 fragt sie bei Albert Schweitzer in Lambarene an, ob er damit einverstanden sei, einem Kinderdorf seinen Namen zu verleihen. Schweitzer, dem die Nöte der Menschen in Deutschland nicht unbekannt waren, konnte nur zustimmen. „Kinderdörfer sind eine Notwendigkeit in unserer Zeit“, so seine Antwort. In jungen Jahren – 1903 - hatte er als Direktor des Studienstifts in Straßburg verwaiste Jungen bei sich aufnehmen wollen, was ihm aber verwehrt wurde, da man zu jener Zeit nur Frauen die Betreuung von Kindern zusprach.

Noch vor Baubeginn und Einweihung des ersten Kinderdorfes in Waldenburg stirbt Frau Gutöhrlein im Juni 1958 im Alter von 73 Jahren. Doch damit steht das Projekt nicht vor dem Aus. Mit Unterstützung von Corti, des Ehemannes Georg Gutöhrlein und des Bürgermeisters Franz Gehweiler, der ein Privatgrundstück zur Verfügung stellt, kann das Kinderdorf in Waldenburg (Baden-Württemberg) 1960 bezogen werden.

Georg Gutöhrlein wird Vereinsvorsitzender und Geschäftsführer. Bis heute haben gut 600 Kinder ihre Kindheit in Waldenburg verbracht.

Bald nach der Gründung der ersten Kinderdörfer wird klar, dass nicht nur Kinder und Jugendliche Betreuung in eigenen Häusern benötigen, sondern auch Erwachsene viele Sorgen und Nöte haben und der Hilfe bedürfen. Und so entstehen unterschiedliche Einrichtungen, die in dem Namen Familienwerk zusammengefasst sind.

Hier ein Überblick über Gründungsdaten und ihre Einrichtungen:

Baden-Württemberg: Kinderdorffamilien,
insgesamt 15 verschiedene Angebote ab 1957

Berlin: Kinderdorf, 11 verschiedene Angebote ab 1960

Niedersachsen:
Zwei Kinderdörfer, 11 verschiedene Angebote ab 1961

Sachsen: Kinderdorf: 3 verschiedene Angebote ab 1990

Sachsen-Anhalt: Familienwerk,
20 verschiedene Angebote ab 1990

Thüringen: Kinderdorf, Familienwerk,
13 verschiedene Angebote ab 1990

Mecklenburg-Vorpommern: Vier Kinderdorfhäuser,
Familienwerk: 4 Angebote ab 1995

Rheinland-Pfalz / Saarland: Familienwerk,
7 verschiedene Angebote ab 1995

Bayern: Familienwerk, 9 verschiedene Angebote ab 1996

Brandenburg: Familienwerk,
17 verschiedene Angebote ab 1999

Die Übersicht zeigt, dass bis 1961 in nur drei Bundesländern Kinder und Jugendliche in Albert-Schweitzer-Einrichtungen ein familienähnliches Leben angeboten werden konnte. Sieben Kinderdörfer und Familienwerke entstanden erst 1990 nach der Wiedervereinigung und später. Sie alle sind seit 1995 vernetzt im „*Albert-Schweitzer-Verband der Familienwerke und Kinderdörfer e. V.*“ mit Sitz in Berlin. Ihr Geschäftsführer ist Dr. Albrecht Matthaei.

Auch in Hessen gibt es Kinderdörfer, sie sind aber nicht dem Bundesverband angeschlossen. Anhand ihrer Geschichte soll der lange Prozess der Realisierung eines Kinderdorfes aufgezeigt werden. Am 12. September 1966 wird in Frankfurt am Main ein Albert-Schweitzer-Kinderdorf gegründet, aber erst zwei Jahre später ein Gelände in Hanau zur Verfügung gestellt,

auf dem bis zur Kriegszerstörung 1945 ein Kinderheim stand. Der erste Spatenstich erfolgt 1972, die Einweihung findet 1973 statt. Es dauert noch einmal zwei Jahre, bis das Kinderdorf beziehbar ist. Neun Jahre sind insgesamt vergangen, bis die Idee umgesetzt werden konnte.

Der Sitz des Albert-Schweitzer-Kinderdorfs wird 1979 von Frankfurt nach Hanau verlegt. 1980 erfolgt die Grundsteinlegung für ein zweites Kinderdorf in Wetzlar. Es kann 1983 eingeweiht werden. Am 13. November 1991 übernimmt der Verein „Albert-Schweitzer-Kinderdorf Hessen e. V.“ die Patenschaft für das „Albert-Schweitzer-Kinderdorf Thüringen e. V.“ in Windischholzhausen bei Erfurt. Dieses Beispiel zeigt den mühsamen Prozess des Aufbaus, noch gar nicht bedacht, dass geeignetes Personal gefunden werden muss, um die Arbeit erfolgreich durchführen zu können.

Erwähnenswert ist, dass 2007 die Konzertpianistin Christiane Engel, eine Enkelin Albert Schweitzers, die Kinderdörfer in Hanau und Wetzlar besuchte, und zusammen mit dem Stern Quartett Prag drei Benefizkonzerte zugunsten der Kinderdörfer gab.

2007 war auch das Jahr, in dem die Kinderdörfer und Familienwerke ihr 50-jähriges Bestehen feierten.

Schweitzers Denken und Handeln, seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben, ist die Grundlage für alles Wirken in den Albert-Schweitzer-Einrichtungen. Hierzu ein Zitat von Schweitzer:

„Zugleich erlebt der denkend gewordene Mensch die Nötigung, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen, wie dem eigenen. Er erlebt das andere Leben in dem seinen. Als gut gilt ihm: Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert zu bringen; als böse: das Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten. Dies ist das denknotwendige, absolute Grundprinzip des Sittlichen.“

(Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken 1931).

In den heute 130 Kinderdörfern gibt es sogenannte Kinderdorfereltern, auch Hauseltern genannt oder Familiengruppenleiter. Bis zu sieben Kinder können in eine Familie aufgenommen werden. Von einem Elternteil wird erwartet, dass er oder sie eine sozialpädagogische Ausbildung hat. Der Partner sollte idealistisch motiviert sein und ehrenamtlich mitarbeiten. Der Kontakt

zu den Ursprungsfamilien ist von den Kindern nach Möglichkeit aufrecht zu halten, da dies zur Stabilisierung der Familie beiträgt.

In Berlin werden in 19 Kinderdorffamilien jeweils nur sechs statt sieben Kinder aufgenommen, da sie zumeist aus „*schwerwiegenden familiären Problemlagen kommen*“. Einige Kinder werden von sozialpädagogischen Fachkräften auch in Privatunterkünften betreut.

Auch Familien, in denen das Kindeswohl nicht gesichert ist, erhalten Unterstützung und die Chance, weiter in einer Familie zusammen zu bleiben.

Das Familienwerk in Bayern verfügt über mehrere Kinderkrippen. In Kinderhäusern werden an die 600 Kinder und Jugendliche betreut. Es wird Wert darauf gelegt, die Gruppen in den Kindergärten und -krippen klein zu halten, um die Fähigkeiten und Begabungen der Kinder besonders zu fördern.

Insgesamt sind es 9.500 Menschen: Alte, Kranke und Behinderte, die in verschiedenen Einrichtungen aufgefangen werden und dort Beistand und Hilfestellung erfahren.

Brandenburg mit Hauptsitz in Spremberg hat zehn Standorte in der Lausitz, in denen Frühförderung wie Logopädie, Hilfe im Schulalltag, Familienberatung, eine Vermittlungsstelle für Täter-Opfer-Ausgleich u.a. bereitgestellt wird. Hervorzuheben ist, dass hier die Tafeln in Spremberg, Welzow, Drebkau, Cottbus, Gößen, Lübben und Luckau von dem Albert-Schweitzer-Familienwerk getragen werden, es aber auch Freizeitangebote gibt, zu denen ein Chor in Spremberg, Familientreffen und eine Offene Werkstatt zählen.

In Mecklenburg-Vorpommern sind vier Kinderdorfhäuser in Wolgast und Rakow (bei Greifswald) zu nennen, sowie betreutes Wohnen von Jugendlichen und eine „traumpädagogische Wohngruppe“.

Niedersachsen mit seinen zwei Kinderdörfern in Uslar und Altgarge bietet zudem Betreuungsprojekte in Lüneburg, ambulante Angebote in Celle, ein Servicebüro in Hannover, Jugend-

psychiatrie in Holzminden u.a. an. Sogenannte Wegbegleiter finden sich in Bad Gandersheim, Einbeck, Northeim, Göttingen, Hann, Münden und Uslar. Mit 960 Mitarbeitenden beschäftigt es die meisten Menschen in den Albert-Schweitzer-Einrichtungen. Im Vergleich dazu: In Baden-Württemberg, Bayern, Berlin und Brandenburg sind es um 180 Personen, in Mecklenburg-Vorpommern nur 40.

Das Albert-Schweitzer-Familienwerk Rheinland-Pfalz / Saarland hat seinen Sitz in Dietz an der Lahn. Es zeichnet sich aus durch vollstationäre Inobhutnahmen von schwierigen, angstgestörten Kindern in Horhausen und Dietz. Es verfügt nur über 58 Mitarbeitende.

Aus dem „*Sächsischen Kinderdorfverein e. V.*“, hervorgegangen aus der Kinderdorfhilfe der ehemaligen DDR und Japan, wurde nach Zustimmung von Rhena, Schweitzers Tochter, das „*Albert-Schweitzer-Kinderdorf in Sachsen e.V.*“ In Steinbach entstanden vier Häuser, die nach ihren Förderern benannt wurden. Haus 1 „*Shinral*“, wörtlich Geborgenheit, (Japan), Haus 2 „*Dr. Hermann Schnell*“, Haus 3, finanziert aus Bayern, „*Sternstunden*“, Haus 4 „*Waldenburg*“, finanziert vom gleichnamigen Kinderdorf. Außerdem steht dort ein Reitplatz für Therapiepferde zur Verfügung, der auch von Kindern aus Dresden genutzt werden kann.

Sachsen-Anhalt bietet in Zerbst und Kropstädt für Kinder und Jugendliche überschaubare Wohngruppen an, vor allem auch heilpädagogische, darüber hinaus flexible Elternhilfe, Erziehungs- und Beratungshilfen, Schulsozialarbeit, eine Werkstatt für kreatives Gestalten und ein Wohnheim in Merseburg für behinderte Menschen mit dem Namen „*Lambarene*“.

Thüringen hat ein Kinderdorf in Erfurt und eine Außenstelle in Gotha. 46 Kinder leben in sechs Kinderdorfhäusern. Bis zu neun Kinder sind in einem Haus in Einzel- oder Doppelzimmern untergebracht. Es gibt Gemeinschaftsräume, einen Essbereich, eine „*Wohnstube*“ mit Fernseher und für Gemeinschaftsspiele. In einer Mehrzweckhalle bieten sich Möglichkeiten für sportliche Betätigung, im Außenbereich laden ein Spielplatz und Sitzgelegenheiten ein.

Der Bundesverband bietet auch Hilfen auf den Philippinen, in Polen und Rumänien an. So werden im Albert-Schweitzer-Kinderdorf in „*Fundacja Przystanek-Dziecko*“ in Kielce (Polen) etwa 100 Kinder von Kinderdorfeltern betreut. Zwar kommt der Staat für die Grundversorgung auf, aber der Bundesverband ermöglicht Ferienaufenthalte und den Austausch zu deutschen Mitgliedsvereinen, die Fortbildung von Hauseltern sowie Schulung der Erzieherinnen und Erzieher und anderes.

In Rumänien unterstützt das Waldenburger Albert-Schweitzer-Kinderdorf seit über 30 Jahren das Kinderheim „*Floare de colt*“, in dem es Bau- und Renovierungsarbeiten bezuschusst, Schulung fürs Personal anbietet und auf einer Freifläche Spielgeräte und ein Kleinfeld zwischen zwei Neubauten finanziert.

In der Metropole Cebu, gelegen auf der Insel Cebu (Philippinen), gibt es seit 27 Jahren das Albert-Schweitzer-Familienwerk Foundation Philippines. Wer die medizinische Versorgung in diesem Land kennt, weiß, dass es in den Krankenhäusern an vielem mangelt. Daher ist es begrüßenswert, dass eine neue zweistöckige Krankenstation gebaut werden konnte. Im Erdgeschoss liegen Behandlungsräume und eine Erste-Hilfe-Station. Das Obergeschoss bietet Raum für Therapiegespräche und einen Arbeitsplatz für die Psychologin des Kinderdorfes. Ein Spielplatz, ebenso ein Basketballplatz wurde für die Kinder errichtet. Neue Wassertanks gewährleisten, dass auch bei großer Hitze dem Kinderdorf ausreichend Wasser zur Verfügung steht.

Aus der keineswegs vollständigen Übersicht geht hervor, dass in den verschiedenen deutschen Bundesländern und im Ausland ganz unterschiedliche Konzepte realisiert werden. Doch alle Einrichtungen und Angebote beruhen auf der Grundlage der Ethik Albert Schweitzers. Die Menschen, die in diesen Einrichtungen arbeiten, versuchen ein respektvolles und gewaltfreies Miteinander für junge, ältere und auch beeinträchtigte Personen zu gewährleisten. Vor allem Kinder aus problembelasteten Familien sollen möglichst früh gefördert und an Bildungsangebote herangeführt werden. Je nach Möglichkeit, ob Grundstücke, Häuser und andere Ressourcen vorhanden sind, wird Unterstützung geleistet. Pädagogen, Sozialarbeiter, Psychologen

und andere Fachkräfte verfolgen das Ziel, Kinder, Jugendliche und Erwachsene derart zu stärken, dass sie frohgemut und mit Selbstvertrauen in die Zukunft blicken und ihr Leben selbstständig gestalten lernen. Doch nicht immer gelingt dies. Manche Schützlinge oder Erwachsene verweigern die Hilfsangebote oder vermögen sie nicht anzunehmen.

Die Probleme in unserer Gesellschaft sind vielfältig und können hier nur angerissen werden. Unsere Weltordnung befindet sich im Wandel. Familien bestehen heute manchmal aus Patchworkfamilien oder Kinder wachsen mit zwei Vätern oder zwei Müttern auf. Die Zahl der zerrütteten Ehen durch Drogen- und Alkoholkonsum u. a. hat zugenommen, ebenso die Zahl der überforderten Eltern. Über ein Drittel aller Kinder erleben heute die Scheidung der Eltern. Wenn Jugendliche dies im Umfeld ihrer Freundinnen und Freunde mitbekommen, entwickeln sie Ängste in Bezug auf die eigene Familie. Alleinerziehende übernehmen sich oft, sie leben an der Armutsgrenze, fühlen sich schuldig, ihren Kindern nicht genug bieten zu können und tragen so zu einer Verunsicherung ihrer Sprösslinge bei. Gesteigertes Konsumdenken lässt menschliche Werte verkümmern, Egoismus, Egozentrik erlebt der Nachwuchs schon frühzeitig. Covid 19 trug zu weiterer psychischer Belastung bei. Ohnehin bedurften manche Kinder schon zuvor der Hilfe von Psychotherapeuten. Selbst wer erkannt hat, dass er Hilfe benötigt, kann diese oft erst nach Monaten bekommen, weil es an Fachpersonal fehlt bzw. die Krankenkassen nicht bereit sind, weitere Therapieplätze zu finanzieren.

Erschreckend ist auch, dass manche Kinder derart aus der Bahn geworfen sind, dass sie andere mobben, ja sogar Mordgedanken verfolgen, oder sich Hirngespinnste ausdenken, die dazu führen, dass Eltern hinter Gittern kommen, so wie jüngst Josephine R., der es gelang, Polizei und Justiz seit 2019 hinters Licht zu führen. (Vgl. ZEIT Nr 9, S. 52 f)

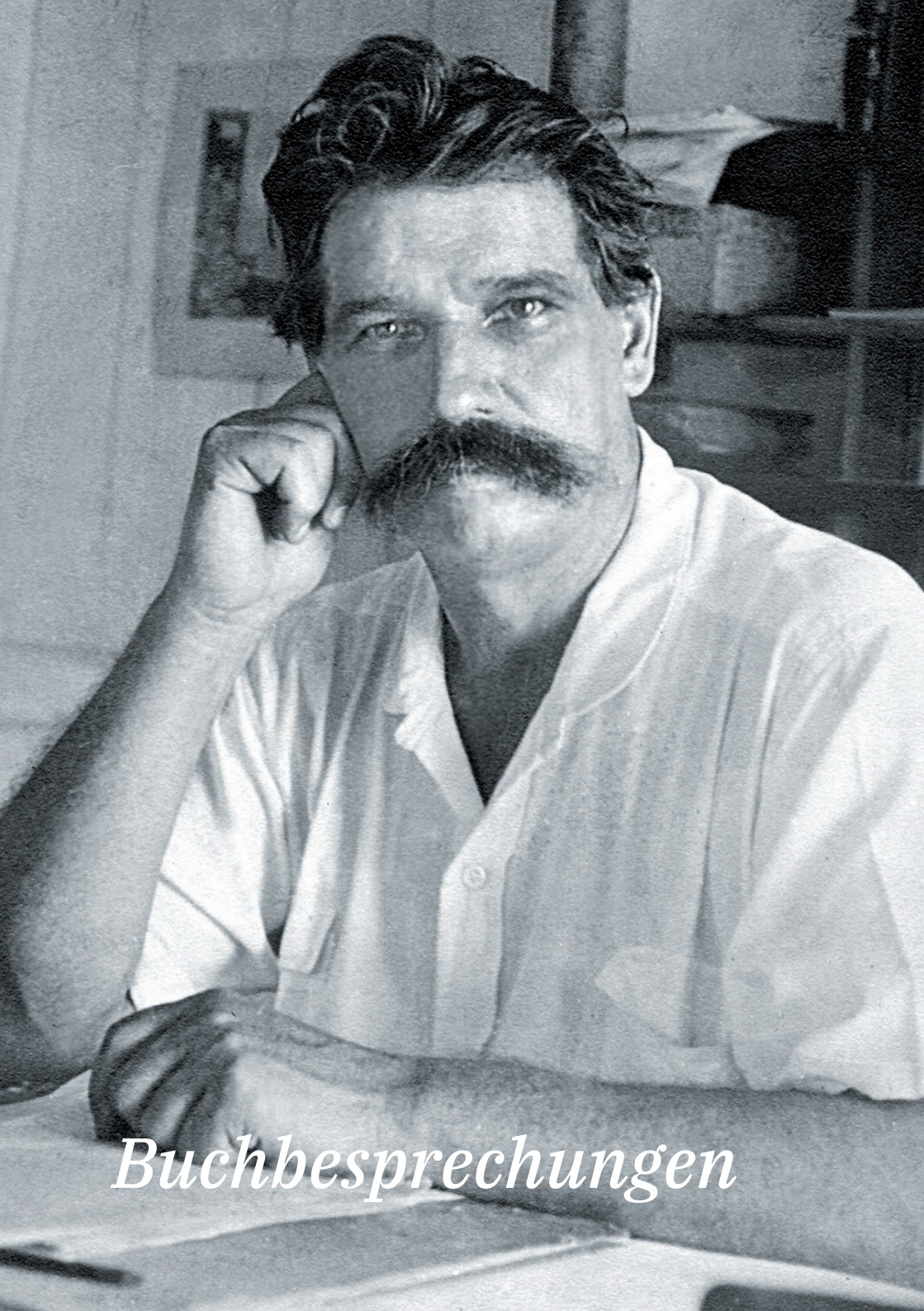
Kinder und Jugendliche, die sich ständig im Internet aufhalten, erleben eine andere Welt als ihre Erzieherinnen und Erzieher. Sie tauschen sich über die Plattformen Instagram, Snapchat und WhatsApp aus, haben zwar viele Follower, sind aber oft einsam. Ihre Eltern fordern von ihnen vor allem Leistung in

der Schule. Sie sind zwar nicht so streng, wie es früher der Fall war, dafür aber üben sie eine ständige Kontrolle aus. Damit verhindern sie das Selbstständigwerden ihrer Kinder. Wenn sich diese nicht mehr selbst erproben können und Freiräume erfahren, nimmt ihre Unsicherheit zu. Zudem belasten die Nachrichten, in denen über Terrorismus, Kriege, Klimawandel, Pandemien, Naturkatastrophen, Armut und Ungerechtigkeiten gesprochen wird. Auf diese Herausforderungen versuchen Beschäftigte in den Kinderdörfern und Familienwerken mit zeitgemäßen Angeboten verantwortungsvoll zu reagieren. Die aufgeführten Probleme und veränderten Familien- und Umwelteinflüsse erfordern anspruchsvolle und differenzierte Konzepte. Es ist erfreulich, dass es Menschen gibt, die sich diesen Anforderungen stellen. Sie leisten einen segensreichen Beitrag für unsere Gesellschaft. Albert Schweitzer würde dem nur zustimmen können.

Literaturangaben

Geschäftsbericht 2023 / 24 der Albert-Schweitzer-Kinderdörfer und Familienwerke e. V. Bundesverband

Internetartikel Albert-Schweitzer-Kinderdörfer



Buchbesprechungen

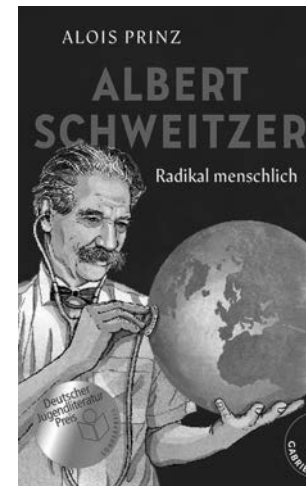
Dr. Roland Wolf

Neue Bücher zum Jubiläumsjahr

ALOIS PRINZ:

ALBERT SCHWEITZER - RADIKAL MENSCHLICH.
BIOGRAFIE ÜBER DEN BERÜHMTEN ARZT.
GABRIEL

IN DER THIENEMANN-ESSLINGER VERLAG GMBH 2024
272 S., ISBN-13: 978-3-522-30591-4



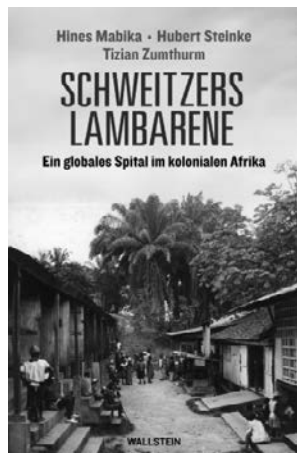
Alois Prinz ist Schriftsteller und bisher mit zahlreichen Biografien bedeutender Persönlichkeiten wie beispielsweise Dietrich Bonhoeffer, Martin Luther King und Franz von Assisi hervorgetreten. Nun hat er rechtzeitig zum Schweitzer-Jubiläumsjahr ein „umfassendes und differenziertes Porträt dieses außergewöhnlichen Mannes“ veröffentlicht. Es ist ein sehr gut lesbares Buch, das nicht zufällig mit dem Deutschen Jugendliteratur-Preis ausgezeichnet wurde. Neben einem jugendlichen Publikum eignet es sich aber auch allgemein für

eine Erstbegegnung mit Albert Schweitzer.

Prinz ist kein Schweitzer-Spezialist, hat aber die geläufigsten vorliegenden Quellen benutzt. Dass ihm dabei einige Fehler unterlaufen sind, werden alle, die nicht mit Schweitzers Wirken vertraut sind, wohl kaum bemerken, und es beeinträchtigt nicht das Lesevergnügen. Deshalb kann diesem Buch eine weite Verbreitung für einen Leserkreis jeden Alters gewünscht werden.

HINES MABIKA, HUBERT STEINKE, TIZIAN ZUMTHURM:
**SCHWEITZERS LAMBARENE. EIN GLOBALES SPITAL IM
KOLONIALEN AFRIKA.**

WALLSTEIN-VERLAG GÖTTINGEN, 2024.
343 S., ISBN-13: 978-3-8353-5672-6



Wenn drei Medizinhistoriker und ausgewiesene Kenner von Schweitzers Werk nach jahre-langem intensiven Studium des im Zentralarchiv in Günsbach vorhandenen Quellenmaterials von Schweitzer und auch von vielen seiner Mitarbeitenden in Lambarene eine Darstellung seines Spitals in seinem medizinischen und menschlichen Funktionieren veröffentlichen, dann darf man hohe Erwartungen an dieses Werk knüpfen. Um es vorwegzunehmen: Die Erwartungen werden nicht enttäuscht.

Das erste Kapitel über die „*Entstehung und Entwicklung des Spitals*“ ist bewusst kurz gehalten, da über die Spitalgeschichte bereits einige Darstellungen vorliegen. Der Schwerpunkt liegt deshalb weniger auf der räumlichen Entwicklung des Spitals als auf der Motivation Schweitzers und seines Personals sowie den Erwartungen der Patienten.

Das zweite Kapitel behandelt den „*Medizinischen Dienst als Angebot und Nachfrage*“ und stellt heraus, dass sich Schweitzers Spital „*ganz bewusst auf ein lokales Angebot an relativ einfachen diagnostischen Mitteln und therapeutischen Maßnahmen*“ beschränkte, das ständig verfügbar war und deshalb von vielen Menschen in Anspruch genommen wurde.

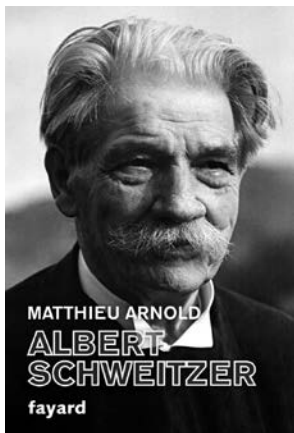
Lambarene war ein Ort, in dem zahlreiche Menschen auf engem Raum zusammen lebten und arbeiteten, einige wenige Jahre lang, andere über Jahrzehnte hinweg. Deshalb war die Atmosphäre, der „*Lambarene-Geist*“, von großer Bedeutung.

Ihm gehen die Autoren im dritten Kapitel nach und analysieren neben dem Ideal des harmonischen Zusammenlebens der Helfenden aus Europa auch die Konflikte und die Trennung von Weißen und Schwarzen im Spitalalltag.

Schweitzers Werk benötigte eine kontinuierliche Finanzierung. Außer Schweitzer selbst mit seinen Konzert- und Vortragsreisen trug dazu sowohl in Europa als auch in den USA ein Netzwerk von Spendensammlern bei, von dem das vierte Kapitel handelt, wobei der Schwerpunkt auf der Unterstützung aus der Schweiz liegt.

Im Schlusskapitel „*Humanitäres Wirken in einer kolonialen Welt*“ greifen die Autoren die in vielen Publikationen kontrovers diskutierte Frage auf, wie Schweitzers Einstellungen durch die kolonialen Ideologien geprägt und im täglichen Handeln ausgeprägt waren. „*Es geht letztendlich um die Frage, inwiefern wir das Spital trotz seines spezifischen Charakters und trotz seiner Unabhängigkeit als ein koloniales Projekt bezeichnen müssen*“. Für die westliche Welt war Schweitzers Spital lange Zeit ausschließlich ein Symbol christlicher Menschlichkeit, doch neuere Veröffentlichungen betonen auch die vorhandenen kolonialen Muster. Für die Afrikaner war es ein Spital unter vielen, das über Gabun hinaus nur eine beschränkte Aufmerksamkeit in der öffentlichen Diskussion hatte und vor allem während der Dekolonisation als Symbol des Kolonialismus kritisiert wurde. Aber auch aus afrikanischer Perspektive eignet sich Schweitzer nach Auffassung der Autoren nicht „*als Symbol eines ausbeuterischen Kolonialismus*“.

MATTHIEU ARNOLD:
ALBERT SCHWEITZER.
PARIS: EDITIONS FAYARD, 2025.
508 S., ISBN-13978-2213711638



So erstaunlich es auch klingen mag, im französischen Sprachraum gab es bisher noch keine umfassende Biografie von Albert Schweitzer. Rechtzeitig zum Jubiläumsjahr 2025 wurde hier Abhilfe geschaffen. Matthieu Arnold, Professor für die Geschichte des Christentums an der Fakultät für Protestantische Theologie der Universität Straßburg und einer der besten Schweitzer-Kenner, Autor eines auch auf Deutsch erschienenen Buchs über Schweitzers Jahre im Elsass, stellte im Januar seine 508 Seiten umfassende Darstellung vor, die

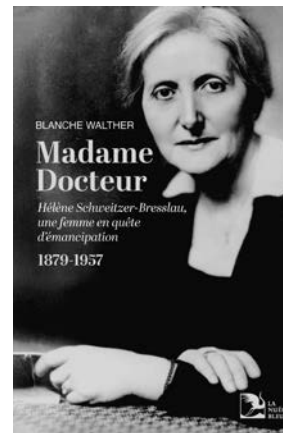
schlicht Albert Schweitzer betitelt ist. Es ist das Ergebnis einer mehr als zehnjährigen Forschungsarbeit des Elsässers Arnold, der sowohl französische als auch deutsche Quellen heranzog, was bei seinem Forschungsgegenstand unabdingbar ist.

Arnold beschränkt sich nicht auf die Auswertung von Schweitzers autobiografischen Schriften, sondern sieht sie nur als eine von vielen Quellen an, die er durch zahlreiche andere Dokumente ergänzt, vor allem Schweitzers Korrespondenzen. Als Historiker stellt er Schweitzer in die Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger und vermeidet vor allem einen Fehler, den viele Biografen machen: Schweitzer allein nach den Wertvorstellungen unserer Zeit zu beurteilen.

Auch wenn der Theologe und Pfarrer Arnold eine zugegebene Vorliebe für den Prediger Schweitzer hegt, hält er mit seiner Bewunderung von Schweitzers ärztlicher und humanitärer Tätigkeit in Lambarene nicht zurück.

Allen, die der französischen Sprache mächtig sind, sei dieses äußerst lesbare Buch wärmstens empfohlen.

BLANCHE WALTHER:
MADAME DOCTEUR. HÉLÈNE SCHWEITZER-BRESSLAU, UNE FEMME EN QUÊTE D'ÉMANCIPATION.
1879-1957. STRASBOURG. LA NUÉE BLEUE, 2025. 198 S.



Es ist ein schöner, dem Jubiläumsjahr geschuldeter Zufall, dass neben der Biografie von Matthieu Arnold im Januar 2025 auch die erste Biografie von Helene Schweitzer in französischer Sprache erschienen ist.

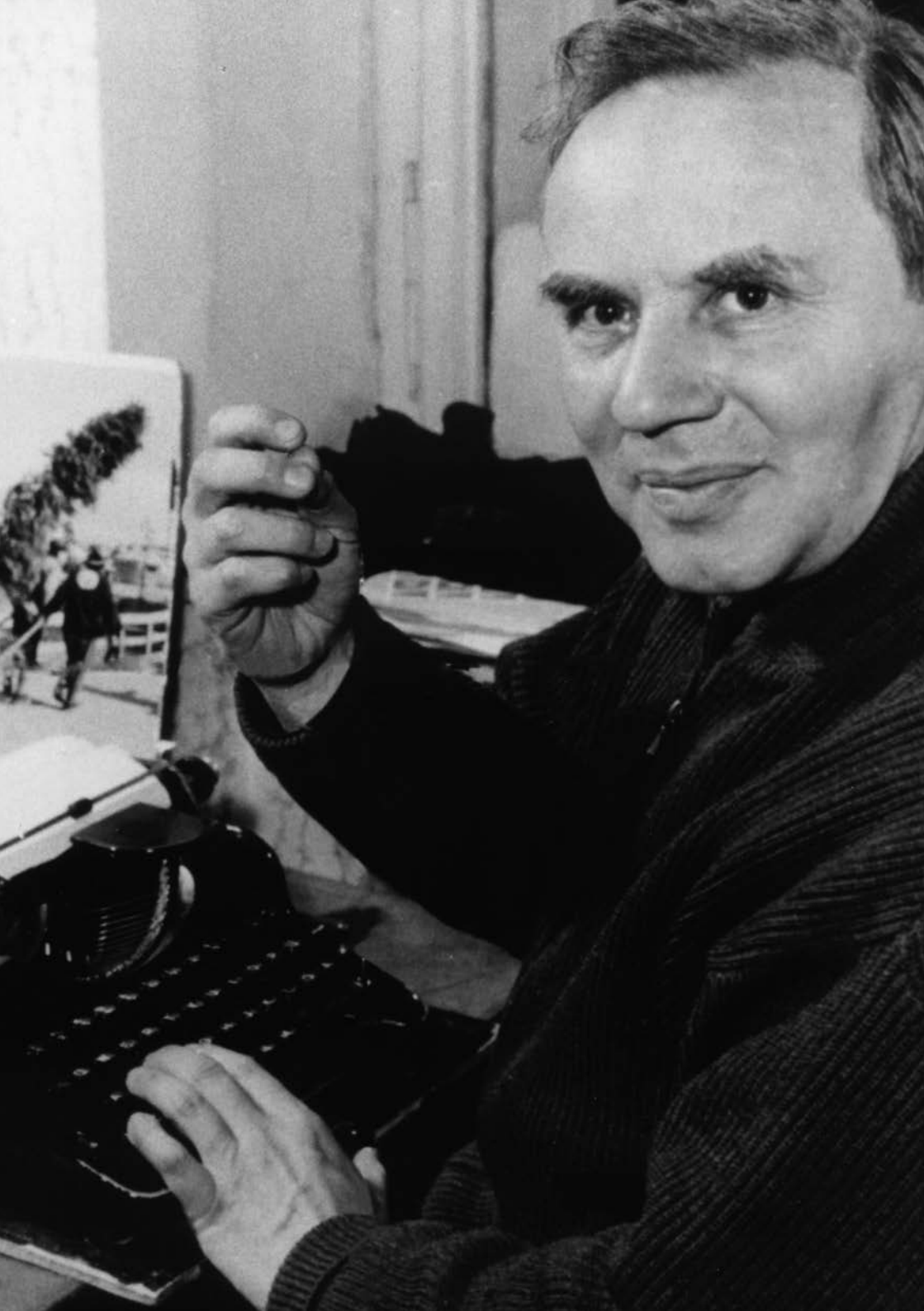
Unter Verzicht auf eine detaillierte chronologische Vollständigkeit beschreibt die junge französische Philosophin und Germanistin Blanche Walther in zwölf überwiegend an den Stationen ihres Lebens orientierten Kapiteln den Lebensweg einer außergewöhnlichen Frau im Streben nach Unabhängigkeit und

Eigenständigkeit an der Seite ihres berühmten Mannes.

Die klare Sprache, der Verzicht auf Fußnoten und die zahlreichen Fotos lassen das Buch zu einem Lesevergnügen werden.

MON SCHWEITZER.
RÉCITS ET TÉMOIGNAGES DE LA VALLÉE DE MUNSTER.
REBER EDITIONS, 2024.

Ein ungewöhnliches Buch: Hundert Personen aus dem Münsterthal erzählen von ihren Erinnerungen an Albert Schweitzer, lassen uns teilhaben an ihren Gedanken und Gefühlen. Einige in wenigen Sätzen, andere in längeren Artikeln. Und am Ende der Artikel steht ein QR-Code, mit dem man zu 14 Filmbeiträgen gelangt, die auch für Schweitzer-Kenner noch Neues zeigen. Ein faszinierendes Buch, das den erstaunlich niedrigen Preis von zehn Euro mehr als wert ist. Leider ist das Lesevergnügen nur Kennern der französischen Sprache vorbehalten.



Hans Holzinger

Robert Jungks Biographie über Albert Schweitzer und die Warnungen beider vor einem blinden Fortschrittsglauben¹



Vorbemerkung: Ich bin kein Albert Schweitzer-Experte. Mein Zugang verlief über die Schweitzer-Biographie von Robert Jungk, die dieser 1955 unter dem Pseudonym Jean Pierhal veröffentlicht hat.² Zum Vergleich von Jungks Ausführungen ziehe ich Schweitzers Autobiographie *„Aus meinem Leben und Denken“* heran.³ Exemplarisch habe ich zudem ein wenig in der Schweitzer-Rezeption recherchiert.

1952 ist Robert Jungks erstes Buch *„Die Zukunft hat schon begonnen“*⁴ erschienen – ein Titel, der von jenen, die das Buch nicht gelesen haben, manches Mal irreführend als Slogan

für einen positiven Aufbruch in die Zukunft missverstanden und auch missverwendet wird. In diesem Buch beschreibt Jungk das „neue“ Amerika und dessen aus seiner Sicht naive Fortschrittsgläubigkeit. Es geht darin um den „Griff nach dem Atom“, dem „Griff nach der Natur“, dem „Griff nach dem Menschen“, schließlich auch um den „Griff nach dem Geist“. Jungk kritisiert nicht nur das gefährliche Spiel mit der Atomkernspaltung – Uran galt damals in den USA als das „neue Gold“, sondern etwa auch die Industrialisierung der US-Landwirtschaft. Mit *„Die Zukunft hat schon begonnen“* wollte Jungk zum Ausdruck bringen, dass mit dieser Technikeuphorie, aber auch mit dem aufstrebenden Konsumismus Entwicklungen in Gang gesetzt werden, deren Tragweite wir nicht abschätzen können.

Hier entsteht eine erste Verbindung und geistige Verwandtschaft mit Albert Schweitzers Denken, die ihn dazu brachten, eine Biographie über diesen zu verfassen. Dass die Biographie nicht unter seinem eigenen Namen erschienen ist, hat vertragsrechtliche Gründe. Jungk hatte bei seinem Verlag, dem Schweizer Scherz-Verlag, unterschrieben, für keinen anderen Verlag zu publizieren. So erschien dann nur das Vorwort unter Jungks Namen – in späteren Ausgaben dann auch ein ergänzendes Kapitel zu Schweitzers Stellungnahmen gegen die Atombombentest in den 1950er-Jahren.⁵

In seiner Autobiographie bemerkt Jungk, dass er sich zunächst dachte, dadurch von seinem nächsten Buchprojekt über das Schicksal der Atomforscher⁶ abgehalten zu werden, doch dass die Auseinandersetzung mit Schweitzer eine große Bereicherung gewesen sei:

„Ich ahnte damals noch nicht, dass gerade die Beschäftigung mit diesem großen Zeitgenossen durchaus keine Ablenkung sein würde, sondern mich zu den zentralen ethischen Fragen führen würde, die sich den Physikern durch ihre Beteiligung am Bau der Massenvernichtungswaffen stellen mußten.“⁷

Jungk weiter in seiner Biographie:

„Von den Schriften Schweitzers, die ich vor dem Niederschreiben seiner Biographie gelesen hatte, war mir besonders ein schmales, hellbraun gebundenes Büchlein im Gedächtnis geblieben, das mir nun bei meinem Bemühen half, die geistesgeschichtliche Situation der Menschen zu verstehen, die das Monstrum Atombombe geschaffen hatten. Diese Schrift trug den Titel 'Verfall und Wiederaufbau der Kultur'. Ihre Hauptthese: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts habe die Abdankung der Kultur gegenüber der von den Naturwissenschaften und ihrem Riesenkind Technik immer einseitiger geprägten Wirklichkeit begonnen.“⁸

Kritik am Verfall der Kultur und dem Versinken Europas in Kriegen

Im Vorwort zur Schweitzer-Biographie, das Jungk unter seinem richtigen Namen verfassen durfte, hebt er ebenfalls Schweitzers Kritik am „Versagen der Philosophie“ und der „Abdankung der

Kultur“ im naturwissenschaftlichen Zeitalter hervor, eine Kritik, die das Weltbild des Schweitzer-Biographen wohl nachhaltig geprägt hat.

Die Warnungen vor dem Verfall der Kultur und die Hinweise Schweitzers auf Katastrophen, in die Europa schlitterte, haben Jungk beeindruckt. So schreibt er in der Einleitung zur Biographie weiter:

„Nie hätte ich gedacht, daß der freundliche Professor mit dem etwas wirren vollen Haar und dem spitzbübischen Augenzwinkern eine so scharfe Klinge schlagen könnte. Schon um die Jahrhundertwende hatte er dem gedankenlosen Optimismus seiner Zeitgenossen nicht getraut, sondern tiefbeunruhigt die klaren Vorzeichen kommenden Unheils bemerkt. Der Erste Weltkrieg überraschte ihn darum nicht, sondern schien ihm nur die nun jedermann sichtbare Folge des fortschreitenden Kulturverfalls zu sein. Unmittelbar nach dem Kriege kündigte Schweitzer warnend eine zweite Katastrophe an. Die Selbstvernichtung der Kultur gehe weiter, erklärte er. Das, was von ihr noch stehe, sei nicht mehr sicher, ein neuer Erdrutsch könne es mitnehmen.“⁹

In enger geistiger Verbundenheit befand sich Jungk mit Schweitzer auch in dessen Auftreten gegen die Gefahren der Atombombentest, gegen das atomare Wettrüsten sowie die Risiken eines Atomkrieges. 1957 hatte Schweitzer, dem ja nicht nur der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (1951), sondern auch der Friedensnobelpreis (1952) verliehen wurde, in einer Rede, die von Radio Oslo in die Welt ausgestrahlt wurde, vor dieser Gefahr für die Menschheit gewarnt.¹⁰

„Und über drei Jahrzehnte später, als auch die zweite schmerzliche Prophezeiung sich erfüllt hat, stößt Albert Schweitzer dann zum dritten Male seine Warnung aus“, so Jungk. Er steht, nun fast achtzig Jahre alt, schon sehr müde, aber doch immer noch aufrechterhalten vom Gefühl der Verantwortung für seine Mitmenschen, in der Aula der Universität Oslo und ruft aus:

„Wagen wir es, der Situation ins Gesicht zu sehen! Der Mensch ist zum Übermenschen geworden. Er ist nicht nur deshalb ein Übermensch, weil er über angeborene physische Kräfte verfügt, sondern weil er darüber hinaus, dank der Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, die in der Natur schlummernden Kräfte beherrscht und

zu nutzen versteht ... Aber der Übermensch ... hat sich nicht auf das Niveau übermenschlicher Vernunft erhoben, die dem Besitz übermenschlicher Kraft entsprechen sollte ... Der Übermensch wird, im gleichen Maße wie seine Macht sich vergrößert, mehr und mehr ein armer, armer Mensch. Um sich nicht der Zerstörung, die von oben auf ihn herunterprasselt, völlig auszusetzen, muß er sich unter die Erde eingraben wie die Tiere des Feldes ... Die wesentliche Tatsache, die unser Gewissen aufrütteln muß und der wir schon seit langer Zeit eingedenk sein sollten, ist, daß wir umso unmenschlicher werden, je mehr wir zu Übermenschen emporwachsen.“¹¹

„Schweitzer glaubte die Ursache des Leidens in einer wichtigen Mangelerscheinung gefunden zu haben: dem Fehlen ethischer Ideen, ohne die keine lebensbejahende, lebenserhaltende und lebensfördernde Kultur gedeihen könne“, so Jungk weiter im Vorwort.

„Aus der Erkenntnis der Welt, wie sie wirklich ist – und um diese Erkenntnis haben sich bisher Philosophie wie Naturwissenschaften hauptsächlich bemüht – sei allerdings keine ethische Weltanschauung zu gewinnen.“¹²

„Der Mensch ist zum Übermenschen geworden“ – Dieser Satz ist auch zentral in Jungks erstem bereits genannten Buch „Die Zukunft hat schon begonnen“. In seiner Autobiographie merkt Jungk dazu an:

„So habe ich denn in Schweitzers eigener Handschrift den Satz gelesen, der mir nun bei allen meinen Reisen von Laboratorium zu Laboratorium, von Hörsaal zu Hörsaal, von Gelehrtenstube zu Gelehrtenstube stets vor Augen blieb: ‚Die wesentliche Tatsache, die unser Gewissen aufrütteln muß und der wir schon seit langer Zeit eingedenk sein sollten, ist dass wir umso unmenschlicher werden, je mehr wir zu Übermenschen werden.‘“¹³

Da Jungks Schweitzer-Biographie erstmals 1955 erschienen ist, sind die Passagen zu Schweitzers Osloer Rede sowie einigen weiteren Appellen in den Folgejahren erst in einer späteren Neuauflage enthalten. In dieser schildert Jungk in einem Schlusskapitel, das nun ebenfalls mit seinem eigenen Namen gezeichnet ist, dass Schweitzer zunächst zögerte, öffentlich Stellung zu nehmen. Aus unmittelbar politischen Debatten hatte Schweitzer sich nämlich immer herausgehalten, weil er, wie er meinte, nur etwas sage, wovon er auch etwas verstehe. Jungk dazu:

„Es waren nicht Gleichgültigkeit oder gar Vorsicht, die ihm den Mund verschlossen, sondern die Sorge, sich in Dinge einzumischen, von denen er nicht genug verstehe, von politischen Propagandisten eingefangen zu werden, die vom ‚Frieden‘ nur schwärmen, um damit die von ihnen geübte Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu entschuldigen. Wie schwer kann in dieser Zeit der Doppelzüngigkeit selbst ein Großer verhindern, dass man ihm seine Worte im Mund verdreht.“¹⁴

Doch wurde Schweitzer, so Jungk, aufgrund seiner Bekanntheit und natürlich als Friedensnobelpreisträger von vielen über die Atomgefahr befragt und gebeten, dagegen Stellung zu nehmen. Jungk schildert einen Spaziergang entlang des Pariser Luxemburggartens, bei dem Schweitzer, der vom neuen Buchprojekt Jungks über die Gewissensprobleme der Atomforscher („Heller als tausend Sonnen“) wusste, ihn intensiv über seine Einschätzung zu den Gefahren des atomaren Wettrüstens befragte. Jungk weiter im Schlusskapitel:

„Noch im neunten Jahrzehnt seines ereignisreichen Lebens begann Albert Schweitzer sich in gewohnter Gründlichkeit über eines der neuesten Gebiete der Wissenschaft zu unterrichten: die Kernphysik.“¹⁵

Überzeugt habe Schweitzer einer, der ihn 1957 im Lambarene besuchte, Norman Cousins, der Herausgeber der führenden amerikanischen Literaturzeitschrift „Saturday Review of Literature“. Dieser legte ihm nahe, dass er als Arzt Stellung nehmen müsse, da die freigesetzte Radioaktivität das Leben millionenfach auslöschen könne. Gedrängt habe ihn auch seine bereits gesundheitlich ziemlich angegriffene Frau, Helene Schweitzer, in Lambarene. Man warnte sie, möglichst rasch ins europäische Klima zurückzukehren:

„Sie reiste aber erst ab, als sie sicher war, dass Albert Schweitzer für dieses eine Mal seine Scheu vor der Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten der Menschheit aufgeben werde.“¹⁶

Jungk zitiert dann nochmals Passagen aus Schweitzers Osloer Rede, die auf die gesundheitlichen Gefahren Bezug nehmen:

„Wir sind also genötigt, jede Steigerung der bereits bestehenden Gefahr durch die weiterhin stattfindende Erzeugung von radioaktiven Elementen durch Atomexplosionen als ein Unglück für

die Menschheit anzusehen, das unter allen Umständen verhindert werden muss.“¹⁷

Interessant ist hier vielleicht eine kleine Anekdote, die Jungk in seiner Autobiographie berichtet. Schweitzer habe ihn gebeten, an der Abfassung der Osloer Friedensbotschaft im New Yorker Haus von Cousins mitzuwirken. Jungk dazu wörtlich:

„Ich hoffte, über diesen Kreis erste Kontakte zu Hiroshima zu knüpfen [Anm. HH: Jungks nächsten Buchprojekt ‚Strahlen aus der Asche‘], merkte aber sofort, daß meine Mitwirkung am Text dieser Botschaft von denen, die damit ebenfalls betraut worden waren, gar nicht gewollt war. So erfuhr ich hautnah etwas von der Atmosphäre der Eifersucht, die den großen Mann umgab. Schon in Paris hatte er davon mit bitterer Ironie geklagt: ‚Ich bin ja gar kein freier Mensch mehr. Alle diese wohlmeinenden Seelen um mich herum machen einen merkwürdigen Heiligen aus mir. Sie wollen niemanden an mich heranlassen.‘“¹⁸

Beobachtungen und Anmerkungen zu Jungks Schweitzer-Biografie

Albert Schweitzer selbst beschreibt in *„Aus meinem Leben und Denken“* die biographischen Details eher nüchtern – auffällig ist, dass er immer wieder mit Dankbarkeit betont, dass er viele Unterstützende, Gönner, ausgezeichnete Lehrer und eine gute Kirchengemeinschaft hatte. Ausführlicher geht Schweitzer aber auf sein *„Denken“* ein – als Theologe und Philosoph. Das Buch enthält ausführliche Passagen aus veröffentlichten Texten – etwas kleiner gedruckt, zwischen die biographische Angaben gestreut sind.

In Jungks Biographie verhält es sich genau umgekehrt. Jungk erzählt detailgetreu und ausführlich alle Lebensstationen Schweitzers, auf seine philosophischen und theologischen Texte geht er jedoch weniger ein. Man erfährt das, was von Schweitzers Denken auch in der breiten Öffentlichkeit bekannt ist: Sein Prinzip der *„Ehrfurcht vor dem Leben“*, etwa im Ausspruch *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“* – dies übrigens eine geniale ökosystemische Erkenntnis, lange bevor Ökosysteme in ihrer Komplexität und Wechselwirkung erforscht wurden. Zu Schweitzers Zeit beschäftigte sich die Biologie

vielmehr mit Darwins Selektionstheorien und dem *„Survival of the Fittest“*.

Jungk ist weder Philosoph noch Theologe – und ich übrigens auch nicht! Er wollte daher keine wissenschaftliche Abhandlung über Schweitzers Denken verfassen, sondern das Engagement dieses Mannes, den er hochschätzte, vielen Menschen näher bringen. Und wichtig auch: Die Schilderungen sind zunächst als Serie in der vom Kindler-Verlag erschienenen Illustrierten Revue, eine Wochenzeitung, erschienen, die auf ein breites Publikum angelegt war. Der wissenschaftliche Biograph von Albert Schweitzer Nils Ole Oermann bezeichnet Jungks Biographie als *„Hagiographie“*, also die Darstellung des Lebens eines Heiligen.¹⁹ Bei ihm erfährt man auch, dass die wöchentlich erscheinende Fortsetzungsgeschichte in der Illustrierten mit einer Kolumne *„Die gute Tat der Woche“* ergänzt wurde, in der über Menschen berichtet wurde, die im Verborgenen Gutes tun. Jungk hat ein wertschätzendes und für eine breite Leserschaft geschaffenes Porträt von Albert Schweitzer verfasst, der Begriff *„Hagiographie“* erscheint mir jedoch übertrieben.

Jungk hält sich in vielem an die biographischen Texte von Schweitzer, etwa auch jenem *„Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“* (erschienen 1924); er zitiert ab und zu aus diesen Texten sowie aus Briefen. Der Schwerpunkt liegt darauf, das Leben Schweitzers einladend und auch anekdotenhaft zu erzählen. Jungk lässt neben den biographischen Details auch wohl fingierte Dialoge einfließen, z. B. solche, die Schweitzer auf seinen Schiffsfahrten nach Lambarene mit mitreisenden Geschäftsleuten geführt hat bzw. haben könnte.

In einem von Jungk wohl erfundenen Disput über den Kolonialismus unter solchen Geschäftsreisenden – es gab Befürwortende und Kritiker - lässt Jungk Schweitzer Folgendes antworten:

„Ja – eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur ... Wir müssen diesen Menschen Gutes tun. Das ist nicht Wohltat, sondern Sühne.“¹⁹

Jungk strickt den Disput weiter, indem er einen anderen Geschäftsmann den Unterschied von Missionarsprojekten, die von Spenden leben, und ihren Geschäften erklären lässt, die Gewinne machen müssten. Dieser verweist auch auf die

Massaker und den Sklavenhandel, den es bereits vor den europäischen Kolonialherren in Afrika gegeben habe. Jungk schreibt darauf:

„Da muss der Neuling schweigen. Was könnte er auch sagen? Wer würde ihm glauben, dass es anders gehen kann, anders gehen muss.“²¹

Eine schöne Stelle, die zeigt, wie über eine Neupositionierung zum Kolonialismus gerungen wurde.

Im Buch finden sich viele solcher, wohl fiktionaler Dialoge, von denen Jungk meint, dass sie so oder so ähnlich abgelaufen sein könnten. Etwa als Schweitzer vor Mitgliedern der Missionarsgesellschaft in Paris vorsprechen muss, um als Arzt in Afrika tätig sein zu können. Die sehr konservative Kommission hatte Sorge, dass der liberale Theologe in der Mission nicht den wahren Glauben verbreiten könnte. Schweitzer hatte ein gewünschtes Hearing vor der Missionarsskommission abgelehnt, jedoch Gesprächen mit einzelnen Mitgliedern zugestimmt und in diesen auch versichert, dass er nur als Arzt arbeiten werde.

Jungks Buch ist – mehr noch als Schweitzers Autobiographie – für ein breites Publikum gedacht. Über die tatsächliche Verbreitung und Auflage konnte ich nichts erfahren. Es liest sich spannend, wird ausstaffiert auch durch beeindruckende Naturschilderungen sowie die bereits angedeuteten szenischen Einschübe. Mich besonders beeindruckt haben die Verweise auf die politischen Zeitumstände, in denen Schweitzer seine Kindheit, Studentenzeit und seine spätere Arbeit als Arzt in Lambarene verbracht hat. So beschreibt Jungk etwa den sich aufschaukelnden Nationalismus Ende des 19. Jahrhunderts, der im ersten Weltkrieg gemündet hat. Und er beschreibt den aufkommenden Revanchismus in Deutschland nach dem „verlorenen Krieg“, die Dramatik der großen Wirtschaftskrise und das Stark-Werden der nationalsozialistischen Bewegung.

Schweitzers Heimat im elsässischen Günsbach beschreibt Jungk als schönen Ort, den Schweitzer sowie seine Frau Helene auch später immer wieder zum Kraftholen und Auftanken genossen haben. (Das bestätigen auch Schweitzers autobiographische Schriften). In den Großstädten Straßburg und Paris hat Schweitzer – dies beschreibt Jungk sehr eindringlich – aber auch das Leid der armen Menschen, dem neuen Proletariat,

kennengelernt. Und er sieht darin auch eine Aufgabe der Kirche, zu helfen. Jungk dazu:

„Es kann nicht Wundernehmen, dass jener Albert Schweitzer, der als Kind und Jüngling das Leiden der Tiere wie eigenen Schmerz empfand, nun da er in Städten wie Straßburg und Paris erstmals das Elend des Vierten Standes mit eigenen Augen sieht, davon zutiefst erschüttert wird. Es ist doch eigentlich kein Wunder, so sagt er sich nun, daß die sogenannten Proletarier sich nicht mehr für die Kirche interessieren.“²²

Die Aufbauarbeit und Tätigkeit als Arzt in Lambarene – Kritik am Entwicklungsdenken der frühen Jahre

Natürlich beschreibt Jungk ausführlich die Aufbauarbeit und Tätigkeit Schweitzers als Arzt in „seinem“ Krankenhaus in Lambarene. Geschildert wird, wie immer mehr Kranke zur Station kamen, diese daher immer wieder zu klein wurde – teilweise sind während der Aufenthalte in Europa (einer davon war erzwungen durch eine Internierung während des ersten Weltkriegs) auch Gebäude wieder verfallen –; wie es teilweise schwerfiel, Arbeiter für den Aus- und Neubau von Gebäuden zu finden – lokale Arbeitskräfte fanden im kolonialen Holzhandel besser bezahlte Jobs.

Jungk beschreibt zwar, dass der zunehmende Holzhandel Schweitzer Arbeitskräfte weggenommen habe und dass die Europäer nicht nur Holz ausführten, sondern viel Schnaps importierten, was vor Ort zu großen Alkoholproblemen unter den Arbeitern geführt habe. Viel schärfer geht aber Schweitzer selbst mit dem Kolonialismus der Europäer ins Gericht, er unterscheidet davon tatsächliche Entwicklungshilfe:

„Haben wir als Weiße ein Recht, primitiven und halbprimitiven Völkern [die Diktion war damals offensichtlich noch normal!] ... unsere Herrschaft aufzuzwängen? Nein, wenn wir sie nur beherrschen und materielle Vorteile aus ihrem Lande ziehen wollen. Ja, wenn es uns Ernst damit ist, sie zu erziehen und zu Wohlstand gelangen zu lassen.“²³

In diesem Zitat zeigt sich ein mittlerweile veralteter Zugang zu „Entwicklungshilfe“ bzw. auch „Missionarstätigkeit“, der heute so

nicht mehr möglich wäre. Auch wenn Schweitzer weiter schreibt, dass erst der Welthandel diese Völker zu „Unfreien“ gemacht habe, Häuptlinge vor Ort zwar von diesem Handel ebenfalls profitierten, diese aber die „Masse der Eingeborenen in absoluter Weise knechteten und sie zu Sklaven machten, die zur Bereicherung einiger weniger für den Export arbeiten mussten.“²⁴

Ein Prinzip, das Jean Ziegler als bis heute verbreitete moderne „Kleptokratie“ bezeichnet hat: Länder werden ausgebeutet, internationale Konzerne bereichern sich und geben lokalen Eliten ein Stück vom Gewinn ab. Die Mehrheit der Bevölkerung geht aber leer aus. In der Entwicklungsforschung spricht man heute von „Extraktivismus“.

Wir sehen, dass die Anfänge der „Entwicklungshilfe“, in dessen Tradition auch Schweitzer steht, sicher etwas Bevormundendes hatten, was sich auch sprachlich („primitive Völker“) ausdrückte. Auffallend an der Diktion Jungks war für mich, dass er in der Regel von „Negern“ spricht – ein Begriff, der in den 1950-Jahren wohl noch nicht negativ besetzt war.

Jungk beschreibt auch, wie sich Schweitzer teilweise mit wenig arbeitsmotivierten Männern auseinandersetzen musste [Textstelle s. 279ff.]. Dies ist insofern bedeutend, weil es später auch Kritik an Schweitzers Führungsstil gegeben hat – er sei patriarchalisch, kolonialistisch und auch rassistisch gewesen. Einer der Kritiker war der Schweizer Afrika-Experte Al Imfeld mit seinem Buch „Mission beendet. Nachdenkliches zur religiösen Eroberung der Welt“ (erschienen 2012). In einer Rezension bei „welt.sichten“, einem „Magazin für globale Entwicklung und ökumenische Zusammenarbeit“, heißt es:

„Kurz nach der Matura besuchte Al Imfeld den alten Albert Schweitzer in Lambarene. Er war entsetzt, als dieser ihm erklärte, die ‚Neger‘ seien wie kleine Kinder erst auf dem Weg zum Menschsein. In seinem Buch kontrastiert Imfeld die Sicht von deutschen Autoren auf Schweitzer, die in ihm ein ‚Genie der Menschlichkeit‘ sehen, mit den Aussagen von Schriftstellern aus dem globalen Süden, die begreiflicherweise kein so rosiges Bild des ‚Urwalddoktors‘ haben. Für Imfeld verkörperte Schweitzer eine typische Haltung von Europäern: ‚Wir leben also mit Schweitzer bis heute am ganzen Afrika vorbei. Wir haben Mitleid und spenden; wir bereisen Wildparks und retten Serengeti. Menschen wollen wir weder dort sehen und treffen noch bei uns und um uns herum haben.‘“²⁵

Solche Kritik findet man bei Jungk an Schweitzer nicht – er beschreibt diesen affirmativ lobend. Al Imfeld trifft einen wunden Punkt, der für die Geschichte der Entwicklungshilfe generell zutrifft. Man kann zu Jungks und Schweitzers Verteidigung aber auch einwenden, dass die Kritik an der missionarischen Entwicklungshilfe generell erst später einsetzte, als die strukturellen Ursachen von „Unterentwicklung“ in den Blick gerieten.

Weitere Kritik an Albert Schweitzer

Kritik an Schweitzer gab es aber auch für seine Stellungnahmen gegen das atomare Wettrüsten. Er habe sich Vereinnahmungen lassen – so wurde Schweitzer auch in der DDR verehrt. Es wurden für ihn dort Spenden gesammelt und es gab Besuche von Filmteams und Funktionären. In einem differenzierenden Bericht des Mitteldeutschen Rundfunks heißt es:

„Kritik am DDR-System gab es nicht, Schweitzer setzte sich eher hinter den Kulissen ein, wie sein Biograph Nils Ole Oermann berichtet. Ob es um den Systemkritiker Robert Havemann ging, der ihn 1960 in Lambarene besuchte und für den sich Schweitzer bei Ulbricht verwendet hatte, oder um die Sprengung der Leipziger Universitätskirche. Schweitzer versuchte, die diplomatischen Kanäle auch in die Gegenrichtung zu nutzen.“²⁶

Im Bericht wird der Schweitzer-Biograph Oermann mit folgenden Worten zitiert:

„Schweitzer war indes Pragmatiker. Er befand sich in einer Situation, in der er nicht über ein Krankenkassensystem und Kopfpauschalen ein Krankenhaus mit 600 Betten in Gabun finanziert bekommen hat. Und er war darum auf alle Spenden angewiesen. Er war politisch sehr gut informiert, wusste auch genau, was in der DDR los war. Aber er hat gesagt: ‚Ich rede mit jedem, der Interesse an meinem Werk hat.‘“²⁷

Auch Erich Fromm verteidigte 1976 in einer Rede, wiedergegeben im Süddeutschen Rundfunk, Schweitzer gegen Angriffe und erinnerte an die Bedeutung von dessen Wirken nach dem von ihm geprägten Prinzip der „Ehrfurcht vor dem Leben“. Fromm sieht die Angriffe gegen Schweitzer insbesondere in dessen Kritik am Fortschrittsbegriff begründet, diese passe nicht zum Kapitalismus mit seinen wachsenden Konsumansprüchen.²⁸

Ein Aspekt sei noch kurz angesprochen: Schweitzers Nicht-Stellung-Nehmen zum Nationalsozialismus und dem Holocaust. In dem Artikel „*Albert Schweitzer and the Jews*“ von James Carleton Paget, der in Harvard Theology Review des Juli 2014 erschienen ist, wird die Frage aufgeworfen, warum Schweitzer trotz Drängens von Kollegen, etwa dem Physiker Max Planck, sowie von Mitgliedern seiner Familie, sich nicht öffentlich zu diesem Thema geäußert habe. Der Autor zweifelt nicht daran, dass Schweitzer das NS-Regime zutiefst verabscheut hat, wirft ihm aber Versäumnisse vor. Sein Versäumnis, dies zu tun, habe jedoch, heißt es in dem Artikel, ein gewisses Maß an rückwirkender Schuld bei Schweitzer hervorgerufen, was am deutlichsten in dem Vorwort zu sehen sei, dass er zu dem vieldiskutierten Theaterstück von Rolf Hochhuth mit dem Titel „*Der Stellvertreter*“ schrieb, das 1963 veröffentlicht wurde und in dem er verurteilte scharf das Schweigen von Papst Pius zum Holocaust.

In einem Blogbeitrag zum Beitrag in der Harvard Theology Review heißt:

*„Most strikingly, and in spite of pleas from a number of sources, including Max Planck and members of his family, he never spoke out against Nazi persecution of Jews. It is clear that this was not because he had any sympathy for the Nazis – quite the opposite; or because he was himself anti-Jewish – after all, his work on the New Testament was strikingly lacking in signs of such prejudice and we can locate no evidence of such a viewpoint elsewhere in his writing. But his failure to do so elicited, the article contends, a certain amount of retrospective guilt in Schweitzer, seen most clearly in the preface he wrote to the much-discussed play of Rolf Hochhuth, entitled, *Stellvertreter*, published in 1963, in which he roundly condemned the silence of Pope Pius over the Holocaust.“²⁹*

In Jungks Schweitzer-Biografie wird das Thema ebenfalls angesprochen, aber auch Jungk lässt keinen Zweifel an der Ablehnung des NS-Regimes durch Schweitzer. Er schreibt darin:

„Er setzt seinen Namen nicht unter Manifeste, die das Dritte Reich verdammen, weil er nicht an die Kraft solcher Demonstrationen glaubt. Der tiefe Erkenntnis-Pessimismus in bezug auf die Gesamtentwicklung der Menschheit, den er in bewußtem Widerspruch seinem Optimismus der Tat entgegenstellte, schien ihn zu lähmen.“

‘Mein Platz ist nicht in der Politik’, antwortete er Menschen, die ihn baten, doch seine Stimme zu erheben. Darüber, dass er diese ‚neue Ordnung‘ in Deutschland zutiefst ablehnte, konnten ja keinen Zweifel geben. Die Schicksale seiner Schwiegermutter und seines Schwagers, die als Juden verfolgt wurden, brachten ihm das Grausamste in fühlbarere Nähe als vielen anderen.“³⁰

Interessant ist folgende Begebenheit, die Jungk schildert. Man habe aus dem Propagandaministerium die Fühler nach Schweitzer ausgestreckt: „*Gar zu gerne hätte man den als Kündler deutschen Geistesgutes weltbekannten Mann für das undeutsche Hitlertum eingespannt.*“³¹ Einem von Dr. Göbbels gesandten Einladungsbrief, der mit „*Mit deutschem Gruß*“ endete, soll Schweitzer mit einer umgehenden Absage, unterzeichnet mit „*Mit zentralafrikanischem Gruß*“ geantwortet haben.

Im Januar 1939 fuhr Schweitzer für zwölf Tage nochmals nach Europa, um diverse Angelegenheiten zu erledigen, reiste aber angesichts der drohenden Kriegsgefahr rasch wieder ab. Seine Frau und seine Tochter verblieben im Elsass. Doch Helene Schweitzer musste 1941 Europa ebenfalls verlassen, weil ihr als geborene Jüdin die Inhaftierung drohte, nachdem die deutsche Wehrmacht die französische Armee aus dem Elsass drängte. Jungk schreibt, dass sie trotz Bedenken der Ärzte unbedingt zu ihrem Mann nach Lambarene zurück wollte, andere Quellen schreiben, dass sie fliehen musste.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Albert Schweitzer und Robert Jungk

Was haben Albert Schweitzer und Robert Jungk gemeinsam? Wohl ihre tiefe humanistische Weltanschauung, ihr hohes Alter und ihre schier unfassbare Schaffenskraft. Wo sie sich unterschieden? Jungk war bis zu seinem Schlaganfall mit 90 Jahren als unermüdlicher Schreibender und Vortragender, aber auch als Aktivist auf Demonstrationen engagiert. Schweitzer zeichnete eine Vielfalt an Tätigkeiten aus. Nicht nur, dass er drei Studien mit Doktorat abgeschlossen hat – Theologie, Philosophie und Medizin, er war ein begnadeter und auch gefragter Organist sowie Bachkenner, er war Pfarrer und predigte in seiner Kirche St. Nikolai (in etwas anderer Form tat dies ja vielleicht auch

Jungk) und er arbeitete als Arzt in Afrika, wo er Menschen ganz konkret helfen wollte.³²

Schweitzer vermied es im Gegensatz zu Jungk eher, aktuell politisch Stellung zu nehmen – mit Ausnahme seiner Reden gegen die Atomgefahr. Robert Jungk nannte sich einmal einen „Agitator fürs Überleben“, Albert Schweitzer begründete die „Ehrfurcht vor dem Leben“³³ und lebte diese mit seinem Krankenhaus im Lambarene auch ganz praktisch.

Anmerkungen

- 1 Der Text ist eine erweiterte Fassung eines Vortrags von Hans Holzinger bei einer Veranstaltung des Afro-Asiatischen Instituts Salzburg anlässlich des 150. Geburtstags von Albert Schweitzer. Holzinger war 30 Jahre wissenschaftlicher Mitarbeiter und ist seit 2022 Senior Adviser der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen. Er war Kurator der Ausstellung „Robert Jungk: Weltbürger und Salzburger“ des Salzburg Museums anlässlich dessen 100. Geburtstag. In „*Sonne statt Atom. Robert Jungk und die Debatten über die Zukunft der Energieversorgung seit den 1950-Jahren*“ (Salzburg 2013) beschreibt er Jungks Engagement gegen das atomare Wettrüsten sowie den Einsatz der Atomenergie.
- 2 Jean Pierhal: Albert Schweitzer. Biographie. Mit einer Einführung von Robert Jungk und einem Epilog von Niko Kazantzakis. (Erstausgabe 1955 bei Kindler). Hier zit. nach Neuausgabe 1975).

- 3 Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken (Erstausgabe 1931, hier zit. n. Neuausgabe 1983, Fischer Taschenbuchverlag).
- 4 Erschienen 1952 unter dem Titel „*Die Zukunft hat schon begonnen. Amerikas Allmacht und Ohnmacht.*“ Neuausgabe 2016 bei Rowohlt als E-Book: <https://www.rowohlt.de/buch/robert-jungk-die-zukunft-hat-schon-begonnen-9783688100620>.
- 5 Vgl. Jungk, Robert: Trotzdem. Mein Leben für die Zukunft. Ullstein TB-Ausgabe 1994, S. 281f.
- 6 Erschienen 1956 unter dem Titel „*Heller als tausend Sonnen. Das Schicksal der Atomforscher.*“ Neuausgabe 2020 bei Rowohlt als E-Book: <https://www.rowohlt.de/buch/robert-jungk-heller-als-tausend-sonnen-9783644008144>.
- 7 Ebd. S. 282.
- 8 Ebd. S. 284.
- 9 Albert Schweitzer, S. 8.
- 10 In seiner Autobiographie berichtet Jungk, dass die Verleihung des Friedensnobelpreises an Schweitzer nicht zuletzt das Verdienst des in Norwegen als Verlagslektor tätigen deutsch-jüdischen Emigranten Max Tau erfolgt sei. Dieser habe ihn, Jungk, „*schon 1953 in seinem Bemühen um die Verbreitung von Friedensideen zu einem Vortrag vor Studenten der Universität Oslo eingeladen*“ (Jungk, Trotzdem, S. 284).
- 11 Jungk, in: Albert Schweitzer, S. 9.
- 12 Ebd. S. 9.
- 13 Jungk, Trotzdem, S. 285.
- 14 Ebd. S. 347.
- 15 Ebd.
- 16 Pierhal, Albert Schweitzer, S. 353.
- 17 Ebd., S. 354f.
- 18 Jungk, Trotzdem, S. 306.
- 19 Oermann, Nils Ole: Albert Schweitzer. Eine Biographie 1875–1965. München, 2010, S. 242.
- 20 Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, S. 153.
- 21 Ebd. S. 154.
- 22 Pierhal, Albert Schweitzer, S. 86f.
- 23 Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, S. 141.
- 24 Ebd.
- 25 <https://www.welt-sichten.org/tipps-und-termine/1353/traurige-bilanz>. Abgerufen am 10.1.2025.
- 26 <https://www.mdr.de/geschichte/ddr/politik-gesellschaft/albert-schweitzer-102.html>. Abgerufen am 10.1.2025.
- 27 Ebd.
- 28 Erich Fromm – Albert Schweitzer und die Zwiespältigkeit des Fortschritts. Vortrag zum 100. Geburtstag von Albert Schweitzer (1875-1965). Süddeutscher Rundfunk, 1. Januar 1976. Nachzuhören hier: <https://www.youtube.com/watch?v=rhuqpBUXjHE>.
- 29 <https://www.cambridge.org/core/blog/2014/09/19/albert-schweitzer-and-the-jews/>.
- 30 Albert Schweitzer, S. 314
- 31 Ebd.
- 32 „*Die Welt ist nicht nur Geschehen, sondern auch Leben. Zu dem Leben der Welt, soweit es in meinen Bereich tritt, habe ich mich nicht nur leidend, sondern auch tätig zu verhalten. Indem ich mich in den Dienst des Lebendigen stelle, gelange ich zu einem sinnvollen, auf die Welt gerichteten Tun.*“ Aus meinem Leben und Denken, S. 170
- 33 „*Ich bin ein Agitator fürs Überleben*“, so auch der Titel eines Films von Hilde Bechert und Klaus Dexel, ausgestrahlt 1989 auf ARD.



Anhang

*Albert Schweitzer 1895
in Muehlhausen*

Autorenverzeichnis

CLAUS EURICH

Prof. Dr., Hochschullehrer für Kommunikation und Ethik (i.R.), Philosoph, Publizist, Kontemplationslehrer. Er lehrte von 1976 bis 2017 am Institut für Journalistik der Universität Dortmund. Zuletzt erschienene Bücher: Radikale Liebe. Die Lebensethik Albert Schweitzers, (2019); Endlichkeit und Versöhnung. Minima Spirituality, (2022); Im Zwischenraum. Reflexionen für ein gelingendes Leben, (2024). Ausführliche Informationen, Blog und Kontakt: www.interbeing.de

ERICH FROMM

Geb. 23. März 1900 in Frankfurt am Main; † 18. März 1980 in Muralto, Schweiz war ein deutsch-US-amerikanischer Psychoanalytiker, Philosoph und Sozialpsychologe. Bereits seit Ende der 1920er Jahre vertrat er einen humanistischen, demokratischen Sozialismus. Seine Beiträge zur Psychoanalyse, zur Religionspsychologie und zur Gesellschaftskritik haben ihn als einflussreichen Denker des 20. Jahrhunderts etabliert, auch wenn er in der akademischen Welt oft gering geschätzt wurde. Viele seiner Bücher wurden zu Bestsellern, insbesondere Die Kunst des Liebens aus dem Jahre 1956 sowie Haben oder Sein von 1976. Seine Gedanken wurden auch außerhalb der Fachwelt breit diskutiert. (Zit. n. www.wikipedia)

HANS HOLZINGER

Geb. 1957, studierte Geographie und Germanistik an der Universität Salzburg. 30 Jahre war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter und pädagogischer Leiter der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen in Salzburg tätig. Nun berät er die Zukunftseinrichtung als Senior Adviser. Er ist Mitglied des Entwicklungspolitischen Beirats des Landes Salzburg und aktiv bei den Scientists for Future sowie Moderator von Zukunftswerkstätten. Seine Arbeits- und Publikationsschwerpunkte sind nachhaltige Entwicklung, neue Wohlstands-

modelle, Zukunft der Arbeit, Postwachstum sowie Transformationsforschung. 2013 kuratierte er eine Ausstellung über Robert Jungk anlässlich dessen 100. Geburtstag. Sein zuletzt erschienenes Buch trägt den Titel „*Wirtschaftswende. Transformationsansätze und neue ökonomische Konzepte im Vergleich*“. www.jungk-bibliothek.org, www.hans-holzinger.org

DANIEL NEUHOFF

Geb. 1966, Dr. rer.nat., ist als Hochschuldozent für Ökologischen Landbau im Institut für Nutzpflanzenwissenschaften und Ressourcenschutz der Universität Bonn tätig. Seit 2007 ist er im Vorstand des DHV als Schriftführer tätig. Von 2014 bis 2018 war er der deutsche Vertreter in der FISL. Sein menschliches Interesse an Albert Schweitzer ist von großer Dankbarkeit für dessen ständige Ermutigung zur Ethik der Tat geprägt.

RAINER NOLL

Geb. 1949, lebt im von ihm renovierten mittelalterlichen „Erbacher Hof“ in Wiesbaden-Nordenstadt, dem Stammsitz seiner Bauernfamilie. Nach Physik und Mathematik Studium der Musik in Siena, Hamburg und Frankfurt/Main. 1972 bis 2014 Kantor an St. Martin in Kelsterbach. Konzerte, Schallplatten- und Rundfunkaufnahmen, Vorträge und Veröffentlichungen in Europa, den USA und Japan. Inspiriert vom Orgelideal Schweitzers konzipierte er 1973 die neue Orgel der Ev. Kirche in Wiesbaden-Bierstadt. 1982-92 ordnete und katalogisierte er Schweitzers musikalischen Nachlass in dessen Haus in Günsbach.

KONSTANZE SCHIEDECK

Geb.1943, Oberstudienrätin i. R., Studium der Evangelischen Theologie, Germanistik, Pädagogik, Philosophie. Seit 2002 Kreisbeauftragte der Evangelischen Landeskirche Hannover für Frauenarbeit für den Kirchenkreis Göttingen-Hildesheim. U. a. Vortragstätigkeit über Länder des Weltgebetstages seit 40 Jahren und über das Ehepaar Schweitzer. Mitglied der Kirchensynode in Göttingen-Münden. Seit 2007 im Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V., seit 2019 stellvertretende Vorsitzende.

GOTTFRIED SCHÜZ

Geb. 1950, Dr. phil., Studium für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen und Schuldienst in Rheinland-Pfalz. 1994 bis 2014 Leiter des Staatl. Studienseminars für dieses Lehramt in Mainz. Zweitstudium der Philosophie, Evang. Theologie und Pädagogik mit Promotion in Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Seit 2006 Vorsitzender der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum Frankfurt am Main. Zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge zur Pädagogik, Lehrerbildung, philosophischen Anthropologie und Ethik, vor allem über das Werk Albert Schweitzers.

EINHARD WEBER

Geb. 1940. Nach einem Jahr der Zugehörigkeit zum Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e.V., von 2007 bis 2019 dessen 1. Vorsitzender. Immer wieder waren Schweitzers Gedanken Wegweiser in seinem Leben und Motivation in seiner dreißigjährigen Tätigkeit als Landarzt in Creußen. Als Vorsitzender versuchte er, den satzungsgemäßen Aufgaben – Unterstützung der Klinik in Lambarene und Verbreitung des geistigen Werks Albert Schweitzers – möglichst gerecht zu werden, da beides wichtig ist und nicht voneinander getrennt werden kann.

ROLAND WOLF

Geb. 1948, Dr. phil., Studium der Romanistik und Geographie; Studiendirektor i. R. Arbeitete von 1987–1993 als Fachberater und Lehrer für Deutsch in Gabun. Damals erste Kontakte mit dem Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene. Seit 1997 aktiv im Vorstand des DHV (Vorsitzender von 1998–2001), von 1996 bis 2014 Vertreter des DHV in der Internationalen Stiftung für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene (FISL), und von 2014 bis 2019 Vertreter der AISL, von 2007–2010 Präsident des Stiftungsrats. Von 2001 bis 2019 führte er 32 Reisegruppen nach Lambarene. Seit Mai 2019 ist er wieder Vorsitzender des DHV.

WERNER ZAGER

Geb. 1959 in Worms, Prof. Dr. theol., 1977–83 Studium der Evangelischen Theologie in Frankfurt am Main, Mainz und Tübingen, 1983–85 Vikar in Darmstadt, 1985–87 wiss. Mitarbeiter und Repetent der Hessischen Lutherstiftung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 1987 Promotion zum Dr. theol. ebd., 1987–91 Pfarrer in Seeheim an der Bergstraße und in Alsfeld, danach Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1994–97 wiss. Assistent an der Ruhr-Universität Bochum, 1996 Habilitation im Fach Neues Testament ebd., 1997–2003 Hochschuldozent ebd., 2002 außerplanmäßiger Professor für Neues Testament ebd. und seit 2004 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, seit 2003 Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau.

Zu den Rundbriefen

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rundbriefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste „richtige“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum 77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst, so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Berichten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktionelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unterstellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten Weber bis 2006. Von 2007 (Ausgabe Nr. 99) bis 2019 (Ausgabe Nr. 111) war Dr. med. Einhard Weber verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe; 2020 hat dies Dr. Roland Wolf mit der Ausgabe Nr. 112 übernommen.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Ausgaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

Impressum

**EINHEIT IN DER VIELFALT – ZU ALBERT SCHWEITZERS
150. GEBURTSTAGS-JUBILÄUM**
RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 117
JAHRBUCH 2025 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

ISBN: 978-3-9824432-4-9
Herausgeber: Dr. Roland Wolf (V.i.S.d.P.)
Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital
in Lambarene e. V., Juni 2025
Ludo-Mayer-Straße 1, 63065 Offenbach am Main
info@albert-schweitzer-zentrum.de
www.albert-schweitzer-heute.de

Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren. Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Aufzeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne die vorherige Erlaubnis des Herausgebers.

Die Adressen der Autoren dieser Ausgabe sind bei Bedarf vom Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrum zu erfragen.

Die Inhalte der Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktion: Dr. Gottfried Schüz, Dr. Roland Wolf

Gestaltung, Satz: Redhome Design, Nana Cunz

Bildnachweis: Titel- /Umschlaggestaltung: Nana Cunz
Umschlag: Fotos aus dem Archiv des DASZ (U1, U2, U4);
Inhalt: Archiv des DASZ (S. 2/3, S. 8/9, S. 14, S. 22, S. 44,
S. 56, S. 80, S. 101, S. 102, S. 115, S. 116 oben, S. 148, S. 170)
AISL Günsbach (S.8/9);
Quelle?: Albert Einstein (S. 130);
Albert-Schweitzer-Kinderdorf e.V. (S. 138);
Literaturarchiv Salzburg – Nachlass Robert Jungk (S.154)

Gedruckt auf 100% Recycling-Papier

Helfen Sie uns, Albert Schweitzers Vermächtnis zu erhalten

Ihre Spende hilft bei der dauerhaften
Unterstützung der medizinischen Versorgung,
den sozialen Diensten und dem
baulichen Erhalt des Spitals in Lambarene.

Spendenkonto Lambarene:
IBAN DE25 3006 0601 0004 3003 00
BIC DAAEDED

Oder Sie sichern mit Ihrem Beitrag zum
Stiftungskapital die Arbeit des
Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums.

Stiftungskonto:
IBAN DE43 3006 0601 0004 1344 94
BIC DAAEDED



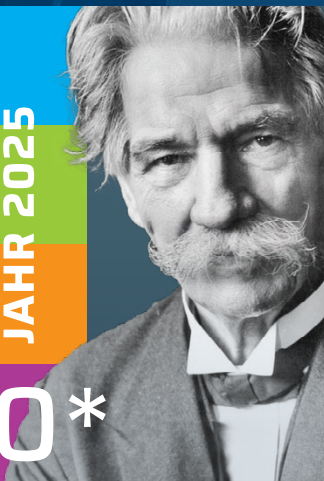
Deutscher Hilfsverein
**ALBERT SCHWEITZER
SPITAL LAMBARENE**

www.albert-schweitzer-heute.de

Mit einem Vorwort von Roland Wolf;
Textbeiträge von Claus Eurich, Erich Fromm,
Hans Holzinger, Daniel Neuhoﬀ, Rainer Noll,
Konstanze Schiedeck, Gottfried Schüz,
Einhard Weber, Roland Wolf und Werner Zager

**ALBERT
SCHWEITZER
JAHR 2025**

150*



ISBN 978-3-9824432-4-9